

Charakteristische Züge
der
ersten römischen Kaiser.

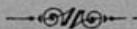
(31 v. Chr. bis 68 n. Chr.)

Von

Dr. Johann Schmaus,
K. Gymnasialprofessor.



==== Programm ====
des K. Alten Gymnasiums zu Bamberg
für das Schuljahr 1904/05.



Bamberg 1905.

W. Gärtners Buchdruckerei, Hoflief.



gba
2 (1905)



Einleitung.

Schön mochte es wohl zur Zeit des Perikles im gott-erbauten Athen gewesen sein: drunten im Piräus, wenn stolze Handelsflotten mit den Gaben der Ferne einliefen, droben auf der Akropolis, wenn der Zug der Opfernden aufwärts stieg zum Heiligtum der jungfräulichen Göttin; hier auf dem Markte, wenn Sokrates im Kreise wißbegieriger Jünger einen aufgeblähten Sophisten seiner Unwissenheit überführte, dort im Theater, wenn schauererregend und tränenweckend die furchtbaren Geschehnisse des Tantaliden- und Labdakidenhauses über die Bühne zogen. Nie wird der Reiz der pallasgeliebten Stadt ermatten und noch in spätesten Zeiten wird gar manchem schweifen

In weithin entlegene Fernen der Geist,
Wo meermwärts die Flut des Ilissos weist
Und die Höhen des Hymettos ragen;
Wo freiheitgewohnt in freudiger Kraft
Ein Volk für die Ewigkeit Werke schafft
In Perikles' goldenen Tagen.

Aber nicht bloß an des Ilissos Ufern, dort auch am Tiberstrand herrschte ein bewegtes Leben, in der Zeit des Kaiserroms. Ja es war noch bunter, vielgestaltiger, würdig der Herrin der Welt. Stelle dich an den goldenen Meilenzeiger, wo die Straßen zusammenlaufen von dem Euphrat und von den Säulen des Herkules her, vom Rand der Sahara und dem Pikenwall an der schottischen Grenze! Wie wogen und drängen Angehörige aller Nationen durcheinander! Ein Sklavenhändler erscheint mit einem Zug kraushaariger, muskulöser Gestalten aus dem Nohrenlande; blondgelockte, hochgewachsene Söhne Germaniens sind aus den tiefen Wäldern ihrer Heimat herbeigeeilt und heischen um Aufnahme in die Leibwache des Kaisers;

mit hohen Mützen und in weiten Gewanden schreiten orientalische Fürstensöhne durch die Menge; tätowierte Wilde aus Britannien betrachten mit naivem Staunen die neue Welt, die sie umgibt. Und nicht bloß ein Blick auf die verschiedensten Völkertypen bietet sich dar, sondern auch ein Bild der mannigfaltigsten Geistesströmungen erscheint, auf religiösem wie wissenschaftlichem Gebiete. Hohe Würdenträger steigen zum Kapitol empor um dem Schutzgott des römischen Staates Geschenke zu überbringen und seine Gunst fernerhin zu erbitten. Ein fremdartiger Aufzug bewegt sich durch die Stadt: bunte Masken ziehen voran, Sänger und Musiker folgen, leichtverschleierte Frauen und Männer mit glattgeschorenen Köpfen schwingen silberne und goldene Klappern, Priester tragen geheimnisvolle Symbole, ein Altärchen, eine offene Hand, einen halb schwarzen halb goldenen Hundskopf, eine Urne mit Schlangenhenteln: es ist eine Isisprozession. Soldaten verschwinden in einer Höhle am Fuße des Kapitolums um dort unter den furchtbarsten asketischen Übungen sich einen höheren Grad im Dienste des Mithras, des persischen Sonnengottes, zu erwerben. Ernst und in sich gefehrt wandelt dort eine vornehme Dame in Trauerkleidung; nur wenige wissen, daß sie eine Anhängerin jenes Mannes ist, der nach den Worten des Tacitus unter der Regierung des Tiberius in Judäa durch den Landpfleger Pontius Pilatus die Todesstrafe erlitten hat. Hier entspinnt sich ein heftiger Streit zwischen einem Epikureer und einem Stoiker über das Dasein von Göttern. In ihrer Nähe preist ein Anhänger Platons den athenischen Idealphilosophen als den Quell aller Wahrheit; aber höhnisch stellt ein Skeptiker die Frage: Was ist Wahrheit? Plötzlich kommt ein hastiges Drängen in die Menge, alles flutet nach einem Punkte. Wer erscheint dort? Der Erste der Bürger, der Imperator der Legionen, der Herr der Welt, der Kaiser. Ist's Oktavian, der in angenommener Bescheidenheit um Stimmen für seine Kandidaten wirbt; ist's sein Ur-enkel Kaligula, der im Aufzuge des Neptun durch die Straßen schreitet und göttliche Huldigungen verlangt? Oder kehrt Nero von seiner Sängertournee oder Trajan von einem Kriegszuge oder Hadrian von einer langjährigen Inspektions- und Forschungsreise zurück?

Sicherlich wird gleich dem Perikleischen Athen auch das kaiserliche Rom durch die Fülle, die Abwechslung und die Merkwürdigkeit seiner Erscheinungen einen lebhaften Geist immer anziehen, wird namentlich die Gemüter der Jugend fesseln. Leider ist es nicht möglich dieser Zeit am Gymnasium eine so eingehende Behandlung zuteil werden zu lassen, wie sie verdiente. Man wird ihr zuliebe nicht über germanische und deutsche Zeit flüchtiger hinweggehen wollen, man wird nicht zu ihren Gunsten Sueton oder gar die *scriptores Historiae Augustae* vor Livius bevorzugen, obwohl die ersteren inhaltlich mehr Interesse bieten. Es dürfte deshalb ein Programm über ein Kapitel aus der römischen Kaiserzeit den Bedürfnissen der Schule nicht zu fern liegen, zumal wenn es, so gut es eben gehen will, gemeinverständliche Darstellung anstrebt und getreu den Quellen nacherzählt.



Staatsmännische Kunst des Augustus.

Das Jahr 28 v. Chr. neigte sich seinem Ende entgegen. Damit lief auch das dritte Quinquennium der Triumviralgewalt des Oktavian ab, die er sich im Jahre 43 zum erstenmal mit Antonius und Lepidus beigelegt hatte. Immer brennender wurde die Frage, was nun weiter geschehen solle. Die Triumviralgewalt konnte er sich nicht aufs neue übertragen lassen, da sie eine Ausnahmegewalt war, die nur in kriegerischen Zeiten einen Sinn hatte; daß aber der Kriegszustand aufgehört hatte, war durch die Schließung des Janustempels im Jahre 29 offen vor aller Welt erklärt worden. Es konnte sich die Entscheidung nur darum drehen, ob Oktavian in den Privatstand zurücktreten oder in einer andern Form das Ruder des römischen Staates in der Hand behalten solle. Indes in der Verneinung der ersten Frage konnte er nicht lange zweifelhaft sein. Die Rücksicht auf seine eigene Person wie die Rücksicht auf den Staat mußte ihm den Gedanken nahe legen fernerhin an der Spitze des Staates zu bleiben. Fünfzehn Jahre lang (43—28) hatte er sich den größten Gefahren ausgesetzt, den aufreibendsten Anstrengungen unterzogen. Sollte er nun freiwillig von einer so hohen Staffel herabsteigen und den Lohn seiner Siege und Mühen aus der Hand geben? Solche Entsagung liegt nicht im allgemeinen in der menschlichen Natur, der das Herrschen so süß dünkt; solche Entsagung lag auch nicht in der Natur Oktavians. Zudem mußte er sich sagen, daß er im Besitze höchster politischer und militärischer Macht gegen seine Feinde, die doch nicht alle ausgerottet waren, sicherer sei denn als wehrloser Privatmann. Aber nicht bloß die Rücksicht auf sich sondern auch auf den Staat mußte ihn mahnen von seinem Herrscherstige nicht herabzusteigen. Wäre denn mit seiner Abdankung dem römischen Staat ein Dienst erwiesen worden? Das Staatsschiff wäre bloß in die Wogen eines neuen Bürgerkrieges hineingeschleudert worden, der blutige Ringkampf um die Herrschaft Roms hätte von neuem begonnen und ein schlechterer vielleicht als er wäre sein Nachfolger geworden.

Also darüber ward sich Octavian, wenn er überhaupt einen Zweifel hatte, bald klar, daß er seine Herrscherstellung im Staate nicht aufgeben durfte; viel schwieriger war dagegen die Entscheidung darüber, wie diese Stellung gesetzlich festgelegt und in den Rahmen der römischen Verfassung eingefügt werden sollte. Verfolgt man die Schritte Octavians in dieser Beziehung genau, so muß man von seiner Klugheit und Gewandtheit, die freilich auch die Heuchelei oft zu Hilfe nimmt, überzeugt werden.

Zunächst suchte er den Anschein zu erwecken, als ob er nur gedrungen und gezwungen an der Spitze des Staates bleibe. Zu dem Zwecke veranstaltete er im Senat eine Szene, die selbst einem Schauspieler nicht zur Unehre gereicht hätte. Bald nach dem Antritt seines siebten Consulats, am 13. Januar 27, hielt er im Senat einen Vortrag, dessen Hauptinhalt folgender war: das Ziel seines Strebens sei nie gewesen die Herrschaft über das römische Volk zu erringen, sondern nur seinen Vater zu rächen und den Staat von Bürgerkriegen zu befreien, von Gebrechen zu heilen. Diesen Zweck habe er jetzt erreicht; alle Feinde seien besiegt, alle Freunde gerettet. Obwohl er in der That die Mittel besitze das römische Reich zu beherrschen, so verzichte er doch darauf und zwar ebensowohl aus einem Gefühl für Gerechtigkeit als aus Rücksichten für sich selbst. Er schöpft von Arbeit und Sorge wünsche er fortan als Privatmann zu leben um so nicht länger dem Neide und den Nachstellungen preisgegeben zu sein. Er gebe also die ihm übertragene Gewalt (die Triumviralgewalt) zurück und wünsche, sie möchten den Staat so verwalten, daß sie nicht in neue Kriege stürzten und er selbst nicht Ursache finde seine Verzichtleistung zu bereuen. Man kann sich leicht denken, welche Verblüffung diese überraschenden Worte erzeugten, welche verschiedenen Eindrücke sie hervorriefen. Wer beschränkt genug war die Rede ernst zu nehmen, wagte doch nicht seine Freude zu äußern, weil sie eine Beleidigung Octavians enthielt. Wer aber die Aufrichtigkeit der vernommenen Worte bezweifelte, mußte noch sorgfältiger den Ausdruck seines Zweifels hintanhalten. Während so Glaube und Unglaube, Hoffnung und Furcht die Gemüther des größten Theils der Versammlung durchkreuzten, brachte Halt und Richtung

in den Zwiespalt der Gefühle das entschiedene Auftreten einiger Vertrauten, mit denen Oktavian das ganze Spiel abgefertigt hatte. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß der ganze Senat mit Bitten in den Redner drang die Herrschaft zu behalten. Oktavian gab dem Drängen nach, äußerlich mit Widerstreben, innerlich mit Freude. Sein Streich war ihm geglückt; nunmehr konnte er vor aller Welt behaupten, daß ihn nicht eigene Herrschsucht, sondern der Wille des hohen römischen Rates auf seinem Posten festhielt.

Nun galt es aber der neuen Gewalt eine Form zu geben und es dabei so einzurichten, daß sie nicht als ein gewaltsam aufgepfropft, sondern als ein organisch entsproßtes Reis am Baum der römischen Verfassung erschiene. Die römische Geschichte schien hiesür nicht bloß einen, sondern sogar zwei Wege anzugeben. Im Anfang des römischen Staates war ja schon eine wahrhafte Monarchie vorhanden gewesen und selbst während des Freistaates war von Zeit zu Zeit eine Alleinherrschaft eingesetzt worden, die Diktatur. Oktavian konnte also entweder die Urverfassung Roms wieder zurückführen oder ein unständiges Amt der Republik zu einem ständigen machen. Aber beide Wege zeigten sich bei näherer Untersuchung nicht gangbar. Der Königstitel war verflucht und zu sehr verhaßt, als daß er lange ertragen worden wäre; es warnte vor ihm die blutige Leiche Cäsars an der Säule des Pompejus. Aber auch der Diktatortitel war fast ebenso verrufen wie der Königstitel; namentlich gedachte man noch mit Schauern der Sullanischen Diktatur, deren Achtungen und Güterkonfiskationen selbst orientalische Willkürherrschaft überboten hatten. Dazu kam noch, daß die Einführung des Regnums oder der Diktatur zu offen die Umänderung der freiheitlichen Verfassung in eine monarchische dargelegt hätte. Es mußte eine Gewalt gesucht werden, die in den Augen der Menge nicht verrufen war, und hiezu bot sich das imperium proconsulare. Die verfassungsmäßige Festlegung dieser Gewalt ging auf Sulla zurück, der während seiner Diktatur verordnete, daß die Konsuln und Prätores nach Ablauf ihres Amtsjahres eine der damaligen zehn Provinzen auf ein Jahr verwalten und zu diesem Behufe mit dem prokonsularischen Imperium bekleidet werden sollten. Wie

jedes Amt in der römischen Republik im Laufe der Zeit eine Erweiterung erfuhr, nur nicht das konsularische, von dem fortwährend abgebröckelt wurde, so auch das prokonsularische; Cäsar z. B. erhielt zwei Provinzen auf zehn Jahre. Man brauchte nur in der von Cäsar vorgezeichneten Richtung weiterzugehen, jede zeitliche und örtliche Beschränkung wegfällen zu lassen und aus dem Provinzialkönig war ein Reichskönig geworden; eine innere Steigerung der prokonsularischen Gewalt brauchte nicht einzutreten, da sie ja schon von der Zeit ihrer Entstehung her die höchsten bürgerlichen und militärischen Befugnisse in sich vereinigte.

Diese Erwägungen bestimmten Oktavian sich am 13. Januar 27 nicht das Regnum, nicht die Diktatur übertragen zu lassen, sondern nur die prokonsularische Gewalt. Dabei gewann diese an räumlicher und zeitlicher Ausdehnung; aber Oktavian, der Mann des bedächtigen Fortschrittes, der nie mehr verlangte, als unumgänglich notwendig war, ging nicht so weit, daß er gleich alle Schranken der Zeit und des Ortes beseitigte. Er ließ sich die neue Gewalt nicht auf Lebenszeit, sondern nur immer auf eine bestimmte Zahl von Jahren vom Senate übertragen, bald auf 5 bald auf 10 Jahre, so daß sie zwar tatsächlich als ein ständiges Amt erschien, formell aber als ein unständiges; es konnte von naiven Republikanern die Hoffnung genährt werden, daß der außerordentliche Zustand einmal wieder verschwinde und die freiheitliche Verfassung der früheren Zeiten wieder an seine Stelle trete. Noch geeigneter war eine andere Einrichtung das wahre Wesen der Herrschaft Oktavians zu verschleiern. Der neue Herrscher übernahm zwar, wie Cassius Dio sagt, die Sorge und Aufsicht über das Ganze, aber er wollte doch nicht über alle Provinzen herrschen. Die Länder, welche bereits im Innern völlig beruhigt und leicht zu behaupten waren, überließ er dem Senat zur Verwaltung, wie z. B. Sizilien, Asien und Afrika; unter sein eigenes Regiment stellte er dagegen diejenigen, deren Ruhe durch feindselige Grenz-nachbarn oder durch den widerspenstigen Geist ihrer Bewohner auf eine Weise gefährdet war, daß es in ihnen der Anwesenheit eines römischen Heeres bedurfte, wie in Gallien, dem diesseitigen Spanien und Syrien. Durch diese Verteilung blieb

dem Anschein nach der Senat im gefahrlosen Besitz der schönsten Provinzen des Reiches und für sich selbst hatte Oktavian Mühe und Gefahr erwählt. Aber in Wirklichkeit war der Gewinn auf seiner Seite. Nur seine Provinzen forderten größere militärische Besatzungen; er blieb also allein an der Spitze aller Streitkräfte, der Senat dagegen wurde entwaffnet.

Indem am 13. Januar 27 der Oberbefehl über die gesamten Truppen des Reiches durch Senatsbeschluß in die Hand des Oktavian gelegt wurde, ward das Kaisertum oder der Prinzipat tatsächlich und gesetzlich geschaffen. Indes bedurfte die kaiserliche Gewalt doch noch einer Ergänzung. Gab das prokonsularische Imperium die militärische Oberhoheit, so schien ein anderes Amt notwendig um den Prinzipat auch nach der bürgerlichen Seite hin zu befestigen. In dieser Erwägung erwählte anfangs Oktavian zum Bunde mit dem Imperium das Konsulat, das er vom Jahre 31—23 ununterbrochen bekleidete. Im Jahre 23 änderte er aber seine Ansicht und legte mitten im Jahre das Konsulat nieder; dafür erhielt er am 27. Juni desselben Jahres durch Senats- und Volksbeschluß die tribunizische Gewalt. Durch diese Auswähl aus den republikanischen Magistraturen bewies Oktavian aufs neue seinen klugen, staatsmännischen Sinn. Keine Gewalt war ja inhaltsreicher, keine entwicklungsfähiger, keine populärer. Sie gab ihrem Träger Unverantwortlichkeit für seine Handlungen und Unverletzlichkeit seiner Person; sie gab ihm ein fast schrankenloses Verbotungsrecht gegen Senatsbeschlüsse und die Handlungen der gesamten römischen Beamtenwelt sowie ein unbeschränktes Schutzrecht. In der Hand des Kaisers wurde sie der örtlichen und zeitlichen Befristung entbunden, d. h. sie erstreckte sich über das ganze Reich und war auf Lebenszeit verliehen; zugleich entbehrte sie des kollegialen Einspruches, da der Kaiser nicht im Verhältnis eines Gleichgeordneten zu den Volkstribunen stand. Schließlich ist nicht zu vergessen, daß die Verbindung der tribunizischen Gewalt mit dem Prinzipat diesem einen volkstümlichen Schimmer verlieh. Das Volkstribunat wurde einst geschaffen das Volk zu schützen, nicht zu beherrschen. Es fehlte diesem Amte daher nicht nur die Antipathie, die sonst der gemeine Mann obrigkeitlichen Ämtern entgegenbringt, sondern als Palladium der

Freiheit wurde es von allgemeiner Sympathie getragen. Dadurch nun, daß Oktavian dieses Amt auf Lebenszeit an seine Person kettete, wurde das Volk gewöhnt in ihm mehr einen Schützer als einen Herrscher zu sehen, um so eher als er fast nur die schützende, wenig die verbotende Seite seiner Gewalt hervorhob. Das Anheimelnde der tribunizischen Gewalt war so recht geeignet das Gefürchtete der militärischen Gewalt aufzuwiegen. Zu alledem wurde durch die tribunizische Gewalt auch eine Lücke der prokonsularischen Gewalt ausgefüllt. Letztere erstreckte sich nämlich nicht über Rom und Italien, weshalb auch die Kaiser bis Septimius Severus (193—211) in Italien nicht die Feldherrnschärpe trugen. Als z. B. der verfassungstreue Mark Aurel nach Beendigung des orientalischen Feldzuges in Brundisium landete, legte er vor dem Aussteigen das Kriegskleid ab und zog die Toga an. Die tribunizische Gewalt aber galt ursprünglich und auch später noch hauptsächlich für Rom und Italien und so ergänzten sich *tribunicia potestas* und *imperium proconsulare* aufs schönste.

Einer der Wahlsprüche Oktavians lautete: Besser ist ein wohlbedächtiger als ein kühner Feldhauptmann. Diesen Satz übertrug er vom Kriegswesen auch auf das Staatswesen. Darum war sein Streben nicht auf gründlichen Umsturz des Bestehenden gerichtet, sondern auf zeitgemäße Weiterentwicklung der vorhandenen Keime und Ansätze: er entlehnte seine beiden wichtigsten Gewalten aus der republikanischen Verfassung; er zog ihre Grenzen nicht weiter, als es not tat; er nahm sie nicht eigenmächtig an sich, sondern ließ sie sich durch Senat und Volk übertragen. Aber er ging in seiner Schonung noch weiter, indem er die gesamten Regierungsorgane der Republik neben sich bestehen ließ. Wie ehemals traten die Komitien zusammen und übten ihr Wahl- und Gesetzgebungsrecht, wenn auch freilich unter manchen Einschränkungen. Alle Beamten des Freistaates, die Konsuln, Prätores, Aedilen, Volkstribunen und Quästoren, erschienen in ihrer Tracht an den Stätten ihrer Tätigkeit wie in den Straßen Roms, so daß der gemeine Mann wohl glauben mochte, es hätte sich gegen früher nicht das mindeste geändert. Und was erst gar den Senat anging, so ward ja dessen Macht beträchtlich erweitert und folglich auch

sein Ansehen gesteigert. Er bekam die Jurisdiktion über schwere Verbrechen, wie über Mord und Ehebruch, er übte Hoheitsrechte über die Hälfte der römischen Provinzen, er erhielt die Aufsicht über den eigentlichen Staatschatz (aerarium Saturni) und ward ihm denn nicht eine gewisse Oberherrlichkeit über den Kaiser selbst eingeräumt, da ja Oktavian um Bestätigung seiner Macht bei ihm nachsüchte? Die Mitherrschaft des Senates machte sich, wenn man nach dem Buchstaben der Verfassung ging, so bemerkbar, daß man mit Mommsen wohl von einer Zweiherrschaft, einer Dyarchie reden kann. Auch durch diese Erhöhung des Senates mußte Oktavian den Schein der Alleinherrschaft zu vermeiden ohne sie tatsächlich preiszugeben; denn bei näherer Untersuchung erscheinen Senat und Kaiser nicht gleich mächtig, sondern letzterer wiegt vor und erscheint als Vormann (Prinzeps). Abgesehen davon, daß schon bei ganz gleichen Machtmitteln der Wille eines einzelnen einem vielköpfigen, in sich zersplitterten Kollegium überlegen wäre, so hat auch dieser wirklich eine viel größere Macht. Als Verwalter des Fiskus verfügt er über große Geldmittel um das Volk durch Brot und Spiele für sich zu gewinnen und die Komitien zum Wiederhall seiner Wünsche zu machen. Er ist der oberste Gebieter aller Streitkräfte und ohne sich viel um Recht und Gesetz zu kümmern vollstrecken die Legionen bereitwillig die von ihm erhaltenen Befehle. Dazu kommt noch, daß der Prinzeps den Senat zum Teil nach seinem Belieben ergänzen konnte. Der Senat setzte sich aus gewesenen höheren Beamten zusammen; da nun der Kaiser durch sein Nominations- und Kommandationsrecht (Recht, Personen dem Volke zur Wahl vorzuschlagen) Einfluß auf die Beamtenwahlen bekam, so war damit natürlich auch ein Einfluß auf die Zusammensetzung des Senates gegeben.

Wer sich so klug und zurückhaltend zeigt, wo es sich um die Sache handelt, der wird auch hinsichtlich der Benennung nicht unvorsichtig sein. Einen Titel ererbte Oktavian von seinem Adoptivvater G. Julius Cäsar, nämlich den Titel Imperator; aber dieser Name war nicht ausreichend, weil er nicht die ganze kaiserliche Gewalt, sondern nur einen Teil derselben bezeichnete, die oberste Kriegsgewalt. Einen zweiten Titel verschaffte ihm

Agrippa. Als er nämlich mit diesem im Jahre 28 das Konsulat führte und eine Zählung aller römischen Bürger vornahm, wurde er von seinem Mitkonsul zum princeps senatus ernannt. Der mit diesem Titel Bekleidete war der Erste im Senat, sein Name stand an der Spitze des Verzeichnisses der Senatoren, er wurde zuerst um seine Meinung gefragt. Der Kürze und Bequemlichkeit halber sagte man allmählich princeps ohne näheren Beisatz und im weiteren Verlaufe ergänzte man in Gedanken nicht mehr senatus, sondern civium. So war unvermerkt aus dem Ersten des Senates der Erste der Nation geworden. Nun bezeichnete ein Titel die militärische, ein anderer die bürgerliche Seite der neuen Gewalt; es fehlte noch an einem zusammenfassenden Titel. Auch hierfür wurde Abhilfe geschaffen nach jener Abdankungsspoße vom 13. Januar 27. Weil Oktavian sich hatte erweichen lassen und fernerhin die Vorstandschaft des Reiches behielt, offerierte ihm der Senat die Namen Quirinus, Romulus, Augustus zur Auswahl. Bald hätte sich Oktavian von der Eitelkeit fortreißen lassen und den Namen Romulus gewählt; aber die Klugheit bedeutete ihm keine Erinnerung an das Königtum wachzurufen und so ward der Name Augustus erkoren. Oktavian traf keine schlechte Wahl. Das Wort wurde von den Schriftstellern der republikanischen Zeit gebraucht um heilige, verehrungswürdige Gegenstände zu bezeichnen. Es berührt sich seinem Begriffe nach mit sanctus, wie die Stelle bei Cicero zeigt: Eleusis sancta illa et augusta. Durch die Annahme dieses Titels ward der Kaiser aus dem Erdenstaube emporgehoben und den Höhen des Olympus nahe gerückt, die Bürger sahen in ihm ein höheres Wesen und empfanden eine Art religiöser Scheu vor „Seiner Heiligkeit“. Augustus besagte viel mehr als Rex und doch auch, weil der Begriffsinhalt etwas verschwommen war, wieder weniger. Der Name paßte vortrefflich zu dem übrigen System Oktavians.

Wie Augustus in seiner Neuordnung des römischen Staates ängstlich darauf sah den Schein der Republik zu erhalten und das monarchische Element zu verschleiern, so kehrte er in seinem bürgerlichen und häuslichen Leben nicht den Pomp und das Selbstbewußtsein späterer römischer Herrscher hervor, sondern gab sich als schlichten und einfachen Mann. Im Senate ver-

schmähte er jene Auszeichnung, die man jedem Konsul bewies; die Senatoren mußten sitzen bleiben, wenn er kam oder wegging. Bei Wahlen ging er mit den Kandidaten, deren Vorschlag und Empfehlung man ihm überlassen hatte, umher und bat für sie nach üblichem Brauch um Stimmen; in den Komitien stimmte er gleich dem geringsten seiner Tribusgenossen. Vor den Gerichtshöfen erschien er als Zeuge und ließ sich ohne Unwillen zu äußern verhören und seine Aussage widerlegen. Keiner seiner Freunde sollte irgend ein Vorrecht genießen, sondern jeder gerichtlichen Verhandlung unterworfen sein. Um das Urteil der Richter nicht zu bestechen enthielt er sich bei Angeklagten, die ihm nahe standen, selbst der herkömmlichen Lobrede. Sorgsam vermied der Herrscher alle persönlichen Auszeichnungen, deren Glanz seine wirkliche Macht nicht vermehren konnte, aber den angenommenen Schein republikanischer Gleichheit zu gefährden drohte. Nichts erinnerte an den Imperator, wenn er ohne Begleitung seiner Viktoren durch die Straßen Roms einherging; nie sah man ihn in der Stadt mit den Zeichen der Feldherrnwürde, dem Schwert und dem Kriegskleide. Sein Gewand war die einfache Toga der Senatoren mit mäßigerem Purpurschmuck, als ihn viele sich erlaubten. Prunkende Aufzüge zu seinem Empfange, wenn er nach längerer Abwesenheit von Rom heimkehrte, vermied er gewöhnlich dadurch, daß er bei Nacht den Einzug hielt. Die Anrede „Herr“ wies er als ein Schmähwort mit Unwillen zurück und verbot sie durch ein Edikt.

Angemessen dieser Rolle schlichter Bürgerlichkeit war das häusliche Leben des Augustus. Er hatte mehrere Grundstücke auf dem palatinischen Hügel angekauft und wohnte hier in einem Hause, das sich weder durch Geräumigkeit noch durch Pracht auszeichnete. Viele Senatoren und reiche Privatmänner, die mit weit hergeholtem Marmor und seltenen Kunstwerken ihre Häuser und Villen schmückten, wohnten prachtvoller als der Herr der Welt. Nur einige Lorbeerbäume vor seinem Palaste und ein Eichenkranz am Giebel waren symbolische Zeichen hoher Ehre: erstere galten dem glücklichen Sieger über die Feinde, letzterer bezeichnete den großmütigen Retter der Bürger. Das Innere des Palastes gewährte ein Bild der Einfachheit alter Zeiten. Der gesamte Hausrat, die Gegen-

stände des Bedarfs und der Bequemlichkeit, verrieten kaum den Luxus eines gewöhnlichen Privatmanns. Selten trug er ein anderes Kleid als ein solches, das in seinem eigenen Hause von Gattin, Schwester, Tochter und Enkelinnen gefertigt worden war. Einfach wie die Kleidung war das Essen. Er genoß sehr wenig und fast nur die Kost des gewöhnlichen Volkes. Schwarzes Brot, kleine Fische, Käse und Feigen erschienen zu meist auf seinem Tische. Ebenso mäßig war er im Weingenuß; seine Lieblingsorte war rhätisches Gewächs. Seine Vergnügungen waren sehr unschuldiger Natur. In den Mußestunden war ihm Angeln und Würfelspiel sein liebster Zeitvertreib. Für das Würfelspiel war er noch als Greis so eingenommen, daß er selbst in seinen Briefen an Tiberius gerne davon plaudert. So heißt es in einem: „Ich habe, mein Tiberius, mit meinen gewöhnlichen Tischgenossen gespeist. Vinicius und Silius der Vater kamen noch zu der Gesellschaft. Während der Tafel machten wir Alten ein Würfelspiel nach unserer Weise. Wer einen „Hund“¹⁾ oder einen „Sechser“ geworfen hatte, bezahlte für jeden Würfel einen Denar in die Büchse, und wer einen Venuswurf tat, zog alles.“ Sueton erzählt sogar, daß Augustus in seinen alten Tagen das Nüsse- und Schusserspiel mit Kindern trieb. Am liebsten sah er maurische und syrische Knaben um sich, die sich durch Anmut der Gestalt und gewecktes Wesen auszeichneten.

An seinem letzten Lebenstage (19. August 14 n. Chr.) ließ sich Augustus einen Spiegel reichen, das Haupthaar kämmen und die niedersinkende Kimmlade wieder in die richtige Lage bringen. Darauf richtete er an die Freunde, welche er vor sich gelassen, die Frage, ob sie nicht meinten, daß er das Schauspiel des Lebens ganz artig gespielt habe (*ecquid iis videretur mimum vitae commode transegisse*). Dieses letzte Wort des sterbenden Augustus bezeichnet so recht das Wesen seiner Herrschaft. Augustus war in gewissem Sinne ein Schau-

¹⁾ Die Alten würfelten mit 4 Knöcheln. Wenn alle 4 Würfel die Zahl 1 aufwiesen, so war das der schlechteste Wurf und hieß „Hund“. Einen Senio (Sechser) gab es, wenn die Würfel alle die Zahl 6 zeigten. Wies jeder Würfel eine andere Zahl auf (1. 3. 4. 6), so war das der Venuswurf (*iactus Veneris*).

spieler: er spielte den schlichten Bürger und war doch in Wirklichkeit ein Alleinherrscher, er führte eine neue Verfassung ein und suchte doch den Schein der alten aufrecht zu erhalten. Manche warfen ihm darum Halbheit vor; sie hätten es lieber gesehen, wenn er zu dem Sein auch den Schein gefügt hätte. Ehrlicher freilich wäre es gewesen, ob aber klüger? Auch nach der Schlacht bei Aktium war der Freiheitsgedanke noch zu mächtig, als daß nicht eine raube und offenkundige Verletzung desselben neue Erschütterungen verursacht hätte. Nicht den republikanischen Sinn zu reizen, sondern ihn mehr und mehr einzuschläfern hielt Augustus für seine Aufgabe und er hat sie mit meisterhafter Klugheit gelöst. Es wird erzählt, daß Papst Julius III. einem Mönche, der ihn bemitleidete, weil er mit der Herrschaft über die Welt belastet sei, geantwortet habe: Weißt du denn nicht, mein Sohn, mit wie wenig Klugheit die Welt regiert wird? (*An nescis, mi fili, quantilla prudentia mundus regatur?*) Es mögen sich manche Beispiele für die Wahrheit dieser Anschauung ins Feld führen lassen, Augustus gehört sicherlich nicht darunter.

Widersprüche im Charakter des Tiberius.

In den römischen Rhetorenschulen waren Lob- und Tadelreden auf geschichtlich hervorragende Männer üblich. Wäre nun etwa einem Lehrer der späteren Kaiserzeit der Einfall gekommen eine Persönlichkeit zu wählen, die Stoff für beide Übungen geboten hätte, so hätte er wohl am besten nach dem Stieffohn des Augustus, dem Kaiser Tiberius, gegriffen. Stoff für eine Lobrede fand sich bei den Historikern genug:

„Welche Liebe bewies Tiberius gegen seinen Bruder Drusus, welche Rücksicht übte er gegen die Provinzialen, mit welcher Nachsicht verfuhr er gegen Landesfeinde! Als er im Jahre 9 v. Chr. in Pavia die Nachricht erhielt, daß sein Bruder Drusus in Germanien tödlich erkrankt sei, eilte er in stürmischer Hast über die Alpen und Tag und Nacht reitend traf er jenseits des Rheins seinen Bruder zwar noch am Leben, aber doch schon in den letzten Zügen. Als Drusus in seinen

Armen verblieben war, geleitete er dessen Leiche in feierlichem Trauerzuge nach Rom, wobei er während der ganzen Reise zu Fuß einherschritt, und hielt dann auf dem Forum die ehrende Leichenrede. Als im Anfang seiner Regierung zwölf Städte Kleinasiens durch ein Erdbeben fast völlig zerstört wurden, gewährte er nicht nur einen mehrjährigen Steuernachlaß, sondern half ihrer Not auch durch ein Geschenk von zehn Millionen Sesterzen ab. Die Statthalter beließ er lange Zeit in den Provinzen, nicht, wie der Adel meinte, damit möglichst wenige zur Regierung gelangten, sondern weil die Statthalter, die länger das Amt bekleideten, mit der Zeit gesättigt würden und glimpflicher gegen ihre Untertanen verfahren. Diese seine Ansicht sprach er auch in einem treffenden Gleichnis aus. „Ein Mann,“ so ließ er sich einst vernehmen, „hatte offene Füße. Als sich nun Mücken darauffetzten und ihn stachen, jagte er sie nicht weg. Da kam jemand des Weges und wollte ihm diesen Liebesdienst erweisen. Aber der kranke Mann wehrte ab und schrie: Laß sie doch, Freund! Wenn du die Satten wegtreibst, kommen andere voll Hunger und verursachen mir größere Schmerzen.“ Als ihm einst ein Statthalter mehr Steuern schickte, als auferlegt waren, bedeutete er ihm, ein guter Hirt dürfe seine Schafe wohl scheren, aber nicht schinden (*boni pastoris esse tondere pecus, non deglubere*). Während früher die besiegten Fürsten, die im Triumphe aufgeführt worden waren, nachher im Kerker ermordet wurden (man erinnere sich an das Verfahren des als mild berühmten Cäsar gegen Vercingetorix), beschenkte Tiberius den Pannonierführer Bato, der ihm mehrere Jahre hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, aufs reichste und wies ihm Ravenna zu ehrenvollem Aufenthalte an. In derselben Stadt lebte Marbod, der ehemals so gefürchtete und gehaßte Markomannenkönig, 18 Jahre als römischer Schützling, nachdem er von Katwalda aus seinem Reiche vertrieben worden war. Allen Schmeicheleien und Auszeichnungen war er abhold. Er wehrte sich gegen die Aneide „dominus“ von seiten der Bürger und bezeichnete klar und scharf die Grenzen seiner Stellung mit dem Ausspruche: *Sum dominus servorum, imperator militum, ceterorum princeps*. Als der Senat ihm einmal anlag und den Monat November,

dessen sechzehnter Tag sein Geburtstag war, Tiberius nennen wollte, legte er sein Veto ein, zugleich mit der nicht unverdienten spöttischen Bemerkung: „Was fangt ihr denn an, wenn es ihrer einmal 13 Cäsaren sind?“ An seinem Geburtstage gestattete er keine außerordentliche Feierlichkeit, verbot, daß ihm zu Ehren Statuen oder Tempel errichtet würden, und duldete nicht, daß der Senat am ersten Tage des Jahres durch einen Eid sich zur Aufrechterhaltung seiner Anordnungen verpflichtete; denn, sagte er, alles, was von Sterblichen geschehe, sei unvollkommen und unsicher, und je mehr Ehren ihm erwiesen würden, desto größer sei die Gefahr des Mißbrauchs. Andererseits bewahrte er freimütigen Äußerungen, ja selbst Schmähungen und Spottgedichten gegenüber eine merkwürdige Seelenruhe gemäß dem Grundsatz, den er einmal aussprach: *in civitate libera linguam mentemque liberas esse debere.* Auf das Staatswohl war Tiberius bedacht als Prinz wie als Kaiser. Kaum hatte er die Männertoga angelegt, begann er mit gerichtlicher und administrativer Tätigkeit und führte dann viele Jahre an den bedrohlichsten Punkten des Reiches ein militärisches Kommando, so daß Augustus den bekannten Vers des Ennius mit einer leisen Änderung auf ihn anwendete: *Unus homo nobis vigilando restituit rem.* Ebenso hielt er es auch als Kaiser für seine erste Pflicht dem Staate zu dienen, wie aus folgender Aussprache an den Senat hervorgeht: „Ich habe es jetzt und sonst öfter, versammelte Väter, ausgesprochen, daß ein guter, auf das Gemeinwohl sehender Regent, den ihr mit so großer und unbeschränkter Machtvollkommenheit bekleidet habt, die Pflicht hat dem Senate und in vielen Fällen der gesamten Bürgerschaft und häufig auch einzelnen ein treuer Diener zu sein.“ Übergriffen und Ausschreitungen von seiten seiner Angehörigen trat er entgegen: kronprinzlichen Übermut dämmte er, indem er seinem Sohn Drusus, der sich durch Prügeleien in der Stadt den Namen Kastor erworben hatte, scharfe Verweise selbst in der Öffentlichkeit erteilte, und seiner Mutter Livia wies er nicht den Staat, sondern ihr Haus als Arbeitsgebiet an. An der kaiserlichen Tafel herrschte Einfachheit und Sparsamkeit. Selbst bei Festmahlzeiten wurden Speisen, die vom vorigen Tag übrig geblieben waren, aufgetragen, so

einmal ein halber Eber, wobei Tiberius äußerte: der halbe habe völlig dieselben Eigenschaften wie der ganze.“

Wenn dann nach dieser Lobrede ein anderer mit einer Tadelrede aufgetreten wäre, so hätte er mit ebenso reichem und beweiskräftigem Stoff sich die Stimmen der Zuhörer gewinnen können. Zudem hätten ihm die Quellen eine übersichtliche Gliederung geboten; sie führen nämlich alle Übel, die das Regiment des Tiberius über Rom brachte, auf drei schlimme Charaktereigenschaften desselben zurück, nämlich auf seine Grausamkeit (*saevitia*), seine Verstellungskunst (*dissimulatio*) und seine Sinnlichkeit und Begehrlichkeit (*libido*). Die Tadelrede hätte etwa folgenden Inhalt haben können: „Tiberius war grausam. Dieser Vorwurf muß ihm gemacht werden nicht gerade wegen großer Zahl der Opfer, die um seinetwillen mit der Verbannung bestraft oder zum Tode verurteilt oder zum Selbstmord getrieben wurden, sondern wegen des Grundes der Verurteilung und der Art des Strafvollzuges. Unter Tiberius begannen nämlich die Majestätsprozesse, die sowohl seine Zeit als die seiner Nachfolger so verrufen gemacht haben. Nicht daß man früher solche Prozesse nicht gekannt hätte. Es war schon ein alter Grundsatz der Republik gewesen, daß ein Angriff auf einen Beamten als ein Angriff auf die Gemeinde anzusehen sei, der schwere Strafe verdiene. Aber während man früher nur Handlungen verfolgte, wurden seit Augustus und namentlich seit Tiberius auch Worte zum Gegenstand der Anklage gemacht. Man blieb nicht bei der Sitte der früheren Zeit stehen, die Tacitus in seiner gewohnten Kürze also bezeichnet: *facta arguebantur, dicta impune erant*. Ja man ging sogar so weit, in Handlungen ganz unschuldiger Art, denen jeder Gedanke einer Kaiserbeleidigung ferne lag, eine solche zu erblicken. So wurde ein Statthalter des Majestätsverbrechens angeklagt, weil er sich eine Statue hatte setzen lassen höher als die der Mitglieder des kaiserlichen Hauses und weil er in übertriebener Sparsamkeit einer Statue den Kopf des Augustus hatte abnehmen lassen um ihn durch den Kopf des Tiberius zu ersetzen. Und mit welcher Gefühllosigkeit wurde gegen die Verurteilten gewüthet, wie z. B. gegen die Familie des Germanicus!

Dessen Witwe Agrippina, eine Enkelin des Augustus, wurde nach der Insel Pandataria verbannt, und als sie sich entschloß freiwillig Hungers zu sterben, wurde ihr auf Befehl des Tiberius der Mund geöffnet und Speise hineingezwängt. Doch die entschlossene Frau setzte ihren Willen durch und führte so wirklich ihren Tod herbei. Ihre beiden Söhne Nero und Drusus starben ebenfalls des Hundertodes, der eine freiwillig, weil er mit schimpflichem Tode bedroht wurde, der andere gezwungen. Andere Verurteilte, die sich zu Hause selbst den Tod zu geben versucht hatten, wurden verbunden und halbentseelt in den Kerker zur Hinrichtung geschleppt. Selbst gegen die Leichen wurde noch gewüthet. Diese wurden mit Haken zu den sogenannten Gemonischen Stufen geschleift und von da in den Tiber geworfen. Die höchste Empörung erregte es, daß Tiberius seine Grausamkeit noch mit sarkastischem Hohn verband. Als er z. B. einmal die Gefangenen musterte und einer ihn um Beschleunigung der Strafe bat, gab er zur Antwort: „Ich habe mich noch nicht mit dir ausgesöhnt.“ Als Tiberius längere Zeit mit der Auszahlung der Legate zögerte, die Augustus in seinem Testamente für das Volk ausgesetzt hatte, rief einst ein Possenreißer beim Vorüberziehen eines Leichenzuges dem Toten zu, er möge dem Augustus melden, daß seine Vermächtnisse immer noch nicht ausbezahlt seien. Als der Kaiser von diesem losen Wort hörte, rief er den Spötter vor sich, zahlte die ihn treffende Summe aus und ließ ihn dann zur Hinrichtung abführen, indem er beißend hinzufügte, er möge nun dem Augustus die Wahrheit vermelden. Wie seine Grausamkeit namentlich in den Adelskreisen Schrecken und Grauen verbreitete, so seine Verstecktheit Angst und Unsicherheit. Niemand fühlte sich un gefährdet und gerade denjenigen, die er am meisten haßte, zeigte er die freundlichste Miene, während er seine Freunde mit dem größten Kaltsinn behandelte. Was er verlangte, das schien er zu verabscheuen; was er aber verabscheute, das schien er zu verlangen. Und wenn nun jemand etwa sein Benehmen darnach einrichtete, daß er jede Äußerung von Abneigung als Wunsch, jeden Wunsch als Abneigung hinnahm, so machte er sich erst recht verdächtig; denn Tiberius sah sich von einem solchen durchschaut und fürchtete und haßte und verfolgte ihn.

Andere Vorwürfe, die dem Tiberius gemacht wurden, bezogen sich auf seine Trunksucht, seinen Geiz und seine Wollust. Von diesen Vorwürfen war der erste noch der harmloseste. Die Geschichtschreiber wissen nicht allzuviel Belege anzuführen und stützen sich hauptsächlich darauf, daß Tiberius als blutjunger Kriegstribun in Spanien den trefflichen Weinen dieses Landes tapfer zusprach und deshalb einem Soldatenwize zum Opfer fiel; sein voller Name Tiberius Claudius Nero wurde nämlich in Viberius Caldius Nero umgewandelt. Schlimmer machten sich die Wirkungen seiner Habsucht bemerkbar; der Kaiser nahm nach Sueton ganzen Gemeinden wie einzelnen Personen ihre Steuerfreiheit und sonstige Vergünstigungen und trieb auch manche Personen in den Tod um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. Am meisten aber schädigte Tiberius seinen Ruf abgesehen von seiner Grausamkeit durch die geschlechtlichen Ausschweifungen, denen er sich in seinen letzten Lebensjahren auf der Insel Capri hingab.“

Nach dem Schluß der beiden Reden hätten sich wohl alle Zuhörer mit erwartungsvollen Blicken nach dem Lehrer gewendet und mit Begierde seiner Entscheidung entgegengesehen. Wäre dieser ein vorurteilsloser Mann gewesen, so hätte er wohl folgende Kritik abgegeben: beide, der Lob- wie der Tadelredner, hätten unanfechtbare Tatsachen vorgeführt, wofern man überhaupt ein Vertrauen auf die Quellen habe. Beide könnten sich auch auf das allgemeine Urteil berufen, das Cassius Dio von dem Charakter des Tiberius gebe und das da laute: der Kaiser sei mit Tugenden und Lastern aufs reichste ausgestattet gewesen und habe beide, wenn er sie zeigte, so gezeigt, als habe er nur die einen besessen. Und dennoch, trotz aller Richtigkeit der behaupteten Tatsachen, seien beide Reden unwahr, weil einseitig und doch zu wenig einseitig, d. h. weil sie bloß einen Teil des Charakterbildes vorführten und doch den Eindruck erweckten, als gäben sie das ganze Charakterbild. Die beiden Redner hätten seine (des Lehrers) Forderung und zugleich die Forderung der Wahrheit befriedigen können, wenn sie die gute oder schlimme Seite hervorgehoben hätten, zugleich aber auch die Schranken, innerhalb deren diese und jene zur Erscheinung

gekommen sei. Schon Tacitus¹⁾ habe sich diese Betrachtungsweise angeeignet, indem er am Schluß der Geschichte des Tiberius das Urteil gebe, daß in der früheren Zeit die guten, in der späteren Zeit die schlechten Eigenschaften vorgewogen hätten. Es sei verlockend diese Anschauung des Tacitus sich zu eigen zu machen; aber auch sie biete noch nicht den rechten Schlüssel zum Verständnis des rätselhaften Wesens des zweiten römischen Kaisers. Die Widersprüche im Charakter des Tiberius fänden für den eine Lösung, der den Herrscher scharf von dem Menschen zu scheiden wisse; jener erscheine bewunderungswürdig, dieser schrecken- und abscheuerregend, wenigstens in seinen alten Tagen, zugleich aber auch bemitleidenswert.

Hätte der Lehrer zum Erweis dieser Behauptung ein Lebens- und Charakterbild des Tiberius vorgeführt, so hätte es in gedrängter Kürze vielleicht also gelautet:

„Tiberius stammte von väterlicher und mütterlicher Seite aus dem Geschlechte der Klaudier. Das war eine uralte, stolze Sabinerfamilie, die schon an der Wiege der römischen Republik gefessen und deren Mitglieder Jahrhunderte hindurch im Guten und im Bösen ihre Namen mit unvergänglichen Zügen in die Geschichte Roms eingeschrieben hatten. 28 Konsulate, 5 Diktaturen, 7 Zensuren, 7 große und 2 kleine Triumphe standen auf den Ahnentafeln des Klaudischen Geschlechts verzeichnet. Blut und Beispiel der Ahnen erweckten in Tiberius den Gedanken ebenfalls um den Staat hohe Verdienste zu erwerben und sich so würdig an die Reihe seiner Väter anzuschließen. Diesem Vorsage blieb er trotz aller bitteren Erfahrungen bis zu seinem Lebensende treu. In jungen Jahren tat er sich als Kriegsmann hervor: er kämpfte gegen die Kantabrer in Spanien, er setzte im fernen Osten des Reiches den Tigranes wieder als König von Armenien ein, er schützte das jenseitige Gallien

¹⁾ Tac., Ann. VI, 51: *egregium vita famaue, quoad privatus vel in imperiis sub Augusto fuit; occultum ac subdolum fingendis virtutibus, donec Germanicus ac Drusus superfuere; idem inter bona malaue mixtus incolumi matre; instabilis saevitia, sed obtectis libidinibus, dum Seianum dilexit timuitve; postremo in scelera simul ac dedecora prorupit, postquam remoto pudore et metu suo tantum ingenio utebatur.*

(Gallia comata) gegen die Barbaren, er unterwarf in Gemeinschaft mit seinem Bruder Drusus die Räter und Bindeliker, er kommandierte nach dem Tode des Drusus in Germanien, er warf den pannonischen Aufstand nieder, er unternahm nach der Varianischen Niederlage einen Vergeltungszug nach Germanien. Als er Kaiser geworden war, sorgte er gleichmäßig für Rom, Italien und die Provinzen und suchte in den drei Gebieten Wohlstand, Sicherheit und Sittlichkeit zu befördern. Hohes Lob verdient seine Finanzverwaltung; er hinterließ bei seinem Tode im Staatschatz 2700 Millionen Sesterze, obwohl er häufig bei Unglücksfällen mit rettender Hand eingriff und fürstliche Freigebigkeit bewies. Für Gladiatorenkämpfe und Pantomimenspiele hatte er freilich kein Geld übrig und kümmerte sich wenig um das Murren des Volkes, wie er denn überhaupt kein Popularitätshascher war, sondern den Wahlspruch sich zu eigen machte: oderint, dum probent. Die Verwaltung der Provinzialstatthalter überwachte er genau und der Hauptstadt gab er in L. Piso einen Präfekten, der 20 Jahre lang sein Amt mit Milde handhabte, der, wie Tacitus selbst bezeugt, niemals ein knechtisches Botum abgab und, wo ein Einschreiten notwendig war, immer eine weise Mäßigung beobachtete¹⁾. Um die Straßen gegen Landstreicher und Räuber zu sichern vermehrte er durch ganz Italien die Zahl der Militärposten; gegen Volksaufläufe schritt er aufs nachdrücklichste ein. Der immer mehr einreißenden Sittenlosigkeit sowie dem Tafel-, Kleider- und Möbelluxus suchte er durch strenge Bestimmungen Einhalt zu tun. Eroberungsgelüsten war er abhold, so daß seine Regierungszeit im allgemeinen als eine Ära des Friedens bezeichnet werden kann. Machte er einerseits seine fürstliche

¹⁾ Die hohe römische Gesellschaft hat es in ihrem Mäßigkeitsstolze dem Kaiser, dem Piso und noch einem dritten, dem Pomponius Flakkus, der nachmals zum Statthalter von Syrien ernannt wurde, sehr verdacht, daß sie einmal zwei Tage und eine Nacht ununterbrochen miteinander schmausten und zechten und daß der Kaiser in den Ernennungsdekreten die beiden Zechbrüder als seine lieben Freunde zu allen Stunden bezeichnete. Aber liest man die obige Charakteristik des Piso, so möchte fast der Wunsch in unserer Seele aufkeimen: Hätte nur jeder Senator so wacker gezecht, aber auch sein Amt so wacker bekleidet wie dieser L. Piso!

Macht in vollem ihr zukommenden Umfange geltend, so blieb er sich anderseits der Grenzen seiner Stellung wohl bewußt; vielleicht ist Tiberius am wenigsten unter allen römischen Kaisern vom Allmachtsschwindel ergriffen worden. Dem Senat und den Beamten ließ er die vollen Rechte und Ehren, während er selbst von kleinlichem Ehrgeiz frei war und alle prunkhaften Titel und Auszeichnungen zurückwies. Ebenso war er derjenige, der kein Weiberregiment duldete, wenn er auch dadurch die fürstlichen Frauen an seinem Hofe sehr kränkte, so seine eigene Mutter, die Kaiserinwitwe Livia, ferner seine Schwiegertochter, die Kronprinzessin Livilla, und vor allem die stolze Witwe des Germanikus, Agrippina. Mag man seinem Regierungssystem einen Vorwurf machen, so ist es der Mangel an Offenheit, sein verschlossenes, zurückhaltendes Wesen. Aber war denn Augustus nicht hierin sein Lehrmeister? Warum soll denn diese Eigenschaft, die bei Augustus als staatsmännische Tugend erscheint, den Tiberius mit zum Tyrannen stempeln? Etwa weil dieser doch nicht so kunstvoll zu täuschen verstand wie sein Stiefvater, sondern sich etwas ungefüge und unbeholfen dabei anstellte?

Aber nicht bloß Tatendrang und edle Ruhmbegier hatte Tiberius von seinen Ahnen geerbt sondern auch ihre starrköpfige, stolze Art und ihr hartes, unfreundliches Gemüt ¹⁾. Sueton spricht von einer *saeva ac lenta natura*. Diese Anlage zeigte sich schon in den Knabenjahren — des Tiberius Lehrer, der Rhetoriker

¹⁾ Sueton erzählt, daß kein angeklagter Klaudier, selbst wo es Leib und Leben galt, es über sich gewinnen mochte vor dem Volk in Trauerkleidern zu erscheinen und es mit Bitten anzugehen. Klaudius Pulcher ließ bei Sizilien die heiligen Hühner, die kein Futter nehmen wollten, ins Meer werfen und spottete gleich einem echten Freigeiste: wenn sie nicht fressen wollten, sollten sie saufen. Als er in der darauf folgenden Seeschlacht geschlagen und vom Senate aufgefordert wurde einen Diktator zu ernennen, trieb er wiederum Spott, indem er seinen Gerichtsdienner Glykias dazu ernannte. Selbst in den Weibern dieses Geschlechtes wallte unerträglich stolzes Blut. So wurde die Schwester des Klaudius Pulcher vor Gericht gestellt, weil sie, als sich einmal bei einem großen Volksgedränge ihr Wagen nur langsam fortbewegen konnte, laut gewünscht hatte: daß doch ihr Bruder Pulcher wieder aufleben und aufs neue eine Flotte verlieren möchte, damit des Gefindels in Rom weniger würde!

Theodorus von Gadara, nannte ihn in nicht eben zarter Weise einen mit Blut gekneteten Tonklumpen (*πηλὸν αἵματι πνευρομένον*) — und entwickelte sich durch die bittern und trüben Erfahrungen der Jünglings-, Mannes- und Greisenjahre immer mehr. Freudlos wuchs er zuerst im Vaterhause heran, das der Mutter entbehrte — war ja diese dem Octavian in sein Haus gefolgt — dann im Hause seines Stiefvaters, von dessen leiblichen Angehörigen als Eindringling mit scheelen Augen betrachtet. Einen kurzen Sonnenblick in sein Leben warf die Ehe mit Vipsania Agrippina. Aber dann folgte wieder Bitternis auf Bitternis: die durch politische Rücksichten erzwungene Trennung von seinem wirklich geliebten Weibe, die Verbindung mit des Augustus Tochter Julia, die durch ihre schmachvolle Aufführung ihren Mann mit Schande bedeckte und ihn, den ruhmvollen Krieger, den Nachkommen hervorragender Staatsmänner und Feldherren, in ihrem Hochmut als einen Unebenbürtigen verachtete, die Antipathie des Stiefvaters Augustus und selbst der leiblichen Mutter Livia, die Geringschätzung des Volkes, das in demonstrativer Weise dem Hause des Germanikus maßlose Huldigungen erwies, die Verdächtigungen der hohen römischen Gesellschaft, die wie Pfeile aus einer heimlichen Ecke gegen ihn geschleudert wurden, endlich die unerhörte Treulosigkeit des von ihm so unendlich geehrten Sejan, der ihm die Schwiegertochter verführte, im Bunde mit ihr den Sohn vergiftete und schließlich eine Verschwörung anzettelte. Tiberius ging aus dieser Schule des Leides nicht als ein geläuterter Charakter hervor, sondern als grimmiger Hasser seiner Gegner, der dem Grundsatz huldigte, daß der tüchtige Mann nicht bloß seine Freunde im Wohltun übertreffen, sondern auch seine Feinde im Bösestun überbieten müsse. Nicht in leidenschaftlicher Wut, sondern mit eisigem Hohne fiel er seine Gegner an, vorlaute Schreier aus dem Volke, ungebärdige Verwandte, herrschaftsklüsterne Senatoren und ungetreue Beamte, und ließ sie durch den feilen, feigen Senat verurteilen. Aber wurde er auch ein schrecklicher Feind seiner Feinde, so war er doch weit entfernt ein tyrannischer Herrscher seiner Untertanen zu werden. So wird aus dem vorletzten Jahre seiner Regierung eine großartige Schenkung des Kaisers erwähnt. Als nämlich im

Jahre 36 der Aventin und ein Teil des angrenzenden Zirkus abgebrannt war, gab er zum Aufbau der vernichteten Paläste und Miethäuser 100 Millionen Sesterze. Freilich ganz ohne schlimme Nachwirkung auf seinen sonstigen Charakter blieb das grausige Wüten gegen seine Feinde nicht. Befriedigung der Rachgier erzeugt niemals wahre Befriedigung, sondern bringt innere Unruhe und Seelenqual. So war es auch bei Tiberius. Der Anfang eines Briefes, den er im Jahre 32 an den Senat schrieb, läßt uns einen Blick in sein mit sich selbst und der Welt zerfallenes Innere tun. Er lautet nämlich: „Was ich euch schreiben soll, versammelte Väter, oder wie ich euch schreiben soll oder was ich überhaupt nicht schreiben soll in meiner jetzigen Lage — mögen alle Götter und Göttinnen mich noch elender hinsterven lassen, als ich mich jetzt schon täglich hinsterven fühle, wenn ich es weiß.“ Um nun die Stimme seines Gewissens zu betäuben, vielleicht auch um Ersatz, freilich schlimmen Ersatz dafür zu suchen, daß ihm von seiten seiner Untertanen so wenig Liebe und Zuneigung entgegengebracht wurde, gab er sich sinnlichen, zum Teil unnatürlichen Gelüsten während seines Aufenthaltes auf Capri hin. Doch mag auch der Stadtklatsch, der von jeher in dieser Beziehung rührig war und bei dem zurückgezogenen Leben des Kaisers um so freieres Feld hatte, viel erdichtet oder übertrieben haben. In kurze Worte gefaßt mag das Urteil über Tiberius also lauten: Als Herrscher war Tiberius von edlem Ehrgeiz und starkem Pflichtbewußtsein erfüllt und machte sich um das Wohl des Reiches vielfach verdient; als Mensch jedoch ließ er sich im Kampfe mit seinen Gegnern zu weit fortreißen, zerstörte dadurch sein inneres Glück und verdunkelte den Glanz seiner löblichen Taten.“

So hätte vielleicht der Lehrer der Rhetorik gesprochen und vielleicht nicht ganz mit Unrecht.

Größenwahn des Kaligula.

Nach dem Tode des Tiberius im Jahre 37 bestieg G. Cäsar, der Sohn des edlen Germanikus und Urenkel des Augustus, den römischen Thron. Bekannt ist er unter dem

Namen Kaligula, den er von den Soldaten erhielt, weil ihn seine Mutter Agrippina in die Miniaturuniform eines gewöhnlichen Legionärs zu kleiden und ihm Stiefelchen von der Art eines Soldatenstiefels (*caliga*) anzuziehen liebte. Kaum ist ein Fürst bei seinem Regierungsantritt frohlockender begrüßt worden als Kaligula. Als er die Leiche des verstorbenen Kaisers von Misenum nach Rom geleitete, war der ganze Weg mit Blumen bestreut und die zärtlichsten Schmeichelnamen, wie unser „Stern“ (*sidus*), unser „Hähnchen“ (*pullus*), unser „Bübchen“ (*pupus*), wurden ihm zugerufen. Dieser Enthusiasmus schien auch durch den glückverheißenden Anfang der Regierung berechtigt zu sein. Materielle Wohltaten wie politische Freiheiten ließen die Morgenröte des wiederkehrenden saturnischen Zeitalters ahnen. Gastereien, Festlichkeiten, Schaustellungen drängten sich ununterbrochen und befriedigten den Ruf des Volkes nach „Brot und Spielen“. Edlere Seelen wurden durch freisinnige Erlasse und Handlungen gewonnen. So erhielten alle Verurteilten und Verbannten vollständige Amnestie, die verhaßtesten Angeber wurden aus Italien vertrieben, Senat und Beamte erfreuten sich unbehinderter Ausübung ihrer Rechte. Da verfiel mitten in diesem Glückseligkeitstaumel der Kaiser in eine schwere Krankheit. Und gleich schrankenlos wie die Freude des Volkes sich geäußert hatte, war jetzt seine Trauer. Es brachte die Nächte auf offener Straße in der Nähe des Palatiums zu und lauschte ängstlich auf Nachrichten von dem Befinden des hohen Kranken. Ganz Rom hielt den Atem an um die Ruhe des geliebten Leidenden nicht zu stören. Gebete, Gelübde, Opfer aller Art stiegen für die Errettung des Kaisers zum Himmel empor. Zum schwersten Unheil für das Reich und den geschichtlichen Ruf des Kaisers wurden die Bitten erhört. Kaligula genas. Aber mit seiner Wiedergenesung trat sofort eine völlige Änderung in seinem ganzen Verhalten ein. Kannte er vorher kein Maß und Ziel in dem Bestreben den Wünschen des Volkes zu schmeicheln, so war jetzt sein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, wie er seine eigenen Neigungen und Begierden am vollständigsten befriedigen könnte.

Hatte er vor dem Krankenlager sich huldvoll zu den

Bürgern herabgelassen und in übertriebener Weise nach Volkstümlichkeit gehascht, so kannte jetzt seine Selbstüberschätzung und seine Selbstverherrlichung keine Grenzen mehr. Niemand von den späteren Kaisern hat ihn in dieser Beziehung erreicht, nicht einmal Kommodus, der eingebildete und herrische Sohn des Mark Aurel. Es entwickelte sich in ihm jener Seelenzustand, den man gewöhnlich als Größenwahn zu bezeichnen pflegt. Diese krankhafte Eigenschaft zeigte sich in dreifacher Weise: in der Überschätzung seiner Person, in der Unternehmung exzentrischer Pläne und in überspannten Vorstellungen von seiner Herrschergewalt.

Kaligula zeigte schon durch seine äußere Erscheinung, daß er sich hocheherhaben über andere Menschenkinder dünkte. Während sein Urgroßvater Augustus in einfacher Senatoren toga durch die Straßen Roms schritt, stolzierte er im Gewande eines Triumphators herum oder er trug den Panzer Alexanders des Großen, den er aus dessen Begräbnisstätte hatte nehmen lassen, oder er erschien auch wie Herkules mit Keule und Löwenhaut. Bald aber begnügte er sich nicht mehr mit dem Kostüm eines ruhmreichen Helden oder Heroen der Vorzeit, sondern ließ sich als Gottheit vor den Augen der verwunderten Menge schauen. Er wandelte als Neptun herum mit einem langen, vergoldeten Barte und einem Dreizack in der Hand; ein andermal wieder hatte er ein glatt rasiertes Gesicht und zeigte sich im Gewande einer weiblichen Göttin, etwa der Venus oder Diana. Einer Gottheit gebühren Anbetung und Opfer; darum sorgte Kaligula dafür, daß ihm Tempel errichtet wurden, in denen ihm göttliche Verehrung gezollt werden konnte. So ließ er in Rom zwei Tempel erbauen, den einen auf dem Palatinischen Berge. Am liebsten hätte er als Bauplatz freilich den Kapitolinus gewünscht und er verargte es dem Jupiter sehr, daß er ihm hier zuvorgekommen war. In diesen Tempel auf dem Palatin wollte er die Bildsäule des olympischen Zeus, das Meisterwerk des Phidias, stellen lassen, nachdem zuvor das Haupt abgenommen und ein Porträtbild des Kaisers aufgesetzt worden wäre. Allein es gelang nicht; das zur Abholung der Statue erbaute Schiff ward vom Blitze zertrümmert, und so oft nur jemand dem Bilde nahe zu kommen oder es zu be-

rühren Miene machte, ließ sich ein lautes Gelächter hören. Es wurde nun ein anderes, goldenes Standbild in dem Tempel aufgestellt, das die Züge des Kaisers zeigte und täglich mit demselben Gewande bekleidet wurde, wie er selbst trug. Kaligula nannte sich selbst Juppiter Patialis und bestellte sich eine eigene Priesterschaft, die ihn nicht mit den gewöhnlichen Opfertieren, sondern nur mit dem kostbarsten Geflügel verehren durfte: Flamingos, Pfauen, Auerhähne, numidische Hühner und Fasanen waren ein angenehmer Duft für den neuen Gott. Die Ehre dieses neuen Priesteramtes war zwar groß, aber auch kostspielig; 10 Millionen Sesterze mußte jeder Beglückte zahlen, wodurch der nachmalige Kaiser Klaudius, den Kaligula selbst zu seinem Priester ernannte, so ausgeplündert wurde, daß er den Bankerott erklären mußte. Durch seine Vergöttlichung erhielt auch alles, was ihm gehörte, eine höhere Weihe. Wie sich der Adler Jupiters höheren Ansehens erfreute, so ward auch das Pferd Kaligulas übergroßer Ehre gewürdigt. Es hatte den Namen Incitatus (Heißsporn). Damit es in seinem Schlafe nicht gestört würde, wurde durch abgeschickte Soldaten der ganzen Nachbarschaft Stillschweigen auferlegt. Er lud es sogar zu Gast, setzte ihm vergoldete Gerste vor und trank ihm aus goldenen Pokalen Wein vor. Er schwor bei dem Leben und dem Schutzgeiste desselben und versprach sogar es zum Konsul zu machen. Und er hätte es getan, bemerkt der Geschichtschreiber Kassius Dio, wenn er länger gelebt hätte.

Kaligula zeigte seinen Größenwahn nicht nur dadurch, daß er seine Persönlichkeit maßlos überschätzte, sondern daß er auch prahlerische, phantastische Werke unternahm. Das Unsinnigste leistete er, als er im Jahre 39 eine Schiffbrücke über den Meerbusen von Bajä schlagen und die 25 Stadien voneinander entfernten Orte Puteoli und Bauli verbinden ließ. Zu diesem Ende wurden alle Lastschiffe von fern und nah zusammengebracht, so daß der Handel allenthalben zu leiden begann und Italien sogar von einer Hungersnot bedroht ward. Die Schiffe wurden in einer doppelten Reihe paarweise nebeneinander zusammengekoppelt, mit Ankern befestigt und dann wurde nach dem Muster der Appischen Heeresstraße eine Chaussée über dieselbe angelegt. Als alles fertig war, legte

er den Panzer Alexanders an und darüber ein purpurnes Feldherrngewand, mit vielem Gold und indischen Edelsteinen geschmückt, gürtete sich das Schwert um, nahm den Schild und bekränzte das Haupt mit Eichenlaub. Jetzt opferte er dem Neptun und unter anderm auch dem — Neid, betrat dann die Brücke von Bauli aus und fiel mit einem Heere von Reitern und bewaffnetem Fußvolk in Puteoli ein, als gälte es diese Stadt zu erobern. Nachdem er wie nach einer Schlacht gerastet hatte, fuhr er tags darauf über dieselbe Brücke zurück auf einem von den berühmtesten Rennpferden gezogenen Triumphwagen. In dem nachgeächsten Triumphzug befand sich vieler Prunk, der die Beute darstellen sollte, und ein Darius aus der Familie der Arsaziden, der sich zufällig als Geißel in Rom befand. Das Heer folgte in langer Linie nach, zuerst die Freunde und der Hofstaat in Wagen, dann die Soldaten und der Troß, alles nach Stand und Würden aufgeputzt. Nach so glänzendem Siege durfte ein Wort an das Volk nicht fehlen. Er bestieg eine mitten auf der Schiffbrücke errichtete Rednerbühne, strich erst, wie billig, sich als den Unternehmer so großer Dinge gebührend heraus, pries dann die Soldaten, die so viele Mühen und Gefahren ruhmvoll bestanden, und hob unter anderm auch das hervor, daß sie zu Fuß das Meer überschritten hätten. Darius und Keryes waren in seinen Augen gegen ihn nur elende Wichte, da seine Schiffbrücke über eine weit größere Meeresfläche ging.

Lächerlich waren auch seine Feldzüge gegen Germanien und Britannien, weniger hinsichtlich ihres Zweckes als wegen ihrer Durchführung und ihres Ausgangs. Er verkündigte im Jahre 39, daß die Barbaren über die römische Grenze drängten und sein mächtiger Arm nötig wäre um sie aufzuhalten und zurückzudrängen. Sofort zog er Legionen zusammen, stellte allenthalben die strengsten Aushebungen an, brachte ungeheure Kriegsvorräte zusammen, dergleichen man früher nie gesehen, und trat die Expedition an. Sein Marsch war ganz unregelmäßig, bald schnell bald langsam, und die Bevölkerung der Städte, die er passierte, zwang er die Heerstraße zu reinigen und gegen den Staub mit Wasser zu besprengen. Als er das Lager am Rhein erreicht hatte, verabschiedete er schimpflich alle

Legaten, welche die Truppen aus den verschiedenen Standquartieren zu spät herbeigeführt hatten. Auch eine Verjüngung des Heeres nahm er vor, indem er vielen Zenturionen den Abschied gab, weil sie zu alt und hinfällig wären. Da sich kein Feind zeigte, wurde einigen Germanen seiner Leibwache der Befehl gegeben über den Rhein zu setzen und sich am jenseitigen Ufer zu verbergen. Darauf begab man sich zum Frühstück. Gegen Ende desselben erscholl plötzlich das Geschrei: der Feind ist da. Hastig stand Kaligula von der Tafel auf, sprengte an der Spitze der Reiterei vor, nahm die markierten Gegner gefangen und schalt dann bei der Rückkehr die Zurückgebliebenen aus, daß sie ihm aus Furcht und Feigheit nicht gefolgt wären. Die Gefährten und Teilnehmer seiner Siege belohnte er dagegen mit neugestifteten Ordensauszeichnungen. Der Sieg ward dem Senate in einem feierlichen Sendschreiben kundgetan und zugleich wurde Rat und Volk von Rom mit einem derben Verweis bedacht, daß sie daheim ihre Tage mit Schmausereien, Schauspielen und in angenehmen Villegiaturen hinbrächten, während ihr Kaiser draußen Schlachten schlage und seine erhabene Person den Geschossen der Barbaren aussetze.

Nachdem er den Winter 39 auf 40 in Lugdunum zugebracht, wandte er sich im Frühjahr mit einem Heer von angeblich 250 000 Mann zur Unterwerfung Britanniens. In Gesforiatum, dem heutigen Boulogne, hielt er Musterung über die Truppen. Sie bekamen den Befehl am Strande eine militärische Stellung einzunehmen. Reiterei und Fußvolk wurden mit der Front gegen das Meer hin aufgestellt und Katapulten und Ballisten wurden aufgefahen. Alles erwartete den Befehl zur Überfahrt. Da ließ er plötzlich ausrufen: es sollten alle die Waffen zusammenstellen, Muscheln auflesen und Helme und Kleider damit füllen; denn das seien die Siegeszeichen, die er dem Kapitolium und Palatium schulde. Darauf verkündete er dem Heere das ihm bestimmte Geschenk, nämlich 100 Denare (80 Mark) für den Mann, und schloß, gleich als habe er damit jedes Beispiel von Freigebigkeit übertroffen, mit den Worten: „So geht denn fröhlich, so geht denn mit vollen Taschen heim!“

Solche ungewöhnliche Siege waren natürlich auch eines

ungewöhnlichen Triumphes würdig. Die paar Gefangenen, die er zufällig gemacht hatte, und die wenigen Überläufer, die sein Heer vermehrt hatten, waren allerdings zu dürftig für die Ausstattung des Triumphes. Er ließ deshalb die stärksten und, wie er sich ausdrückte, triumphwürdigsten Leute aus ganz Gallien aussuchen und für das Gepränge des Festzuges präparieren. Er zwang sie, nicht nur das Haar lang wachsen zu lassen und rötlich zu färben (*rutilare*), sondern auch die germanische Sprache zu erlernen und barbarische Namen anzunehmen. Es galt also einen Triumphzug über Germanien. Indes kam er nicht zur Ausführung, wenigstens nicht in dem geplanten großen Maßstabe. Er hatte nämlich dem Senat bei Todesstrafe verboten irgend einen Antrag auf Ehrungen für ihn zu stellen, und als der Senat sich gehorsam fügte, war er trotzdem darüber ungehalten. Er zog nicht triumphans, sondern nur *ovans*, nicht im großen Triumph zu Wagen, sondern im kleinen zu Pferd in die Stadt ein und drohte für diese Verkürzung seiner Ehre sich fürchterlich an den Senatoren zu rächen.

Ein solch lächerliches Gebaren, wie es sich in den erwähnten und noch manchen andern Handlungen kundgibt, hat schon im Altertum Zweifel an der geistigen Gesundheit Kaligulas erweckt. Viele haben zu seinen Gunsten angenommen, daß er mit einem von Wahnsinn zerrütteten Gehirne vom Krankenlager aufgestanden sei. Allein wenn auch wohl nicht zu leugnen ist, daß Geist und Körper des Kaisers durch die schwere Krankheit, noch mehr aber durch die Ausschweifungen, denen er sich im steigenden Maße hingab, gelitten haben, so kann man doch nicht eine Trübung seines Denkens in dem Grade annehmen, daß eine Verantwortlichkeit für seine Handlungen entfällt. Er hat sich namentlich auf einem Gebiete so überlegt, planvoll und zielbewußt erwiesen, wie man es nicht bei einem Irren finden kann. Es ist dieses Gebiet das dritte, auf dem sich seine maßlose Überhebung zeigt, nämlich seine Herrschergewalt. Er wußte diese in dem Grade zu erweitern und die beengenden Schranken nach allen Seiten hin niederzulegen, daß der Absolutismus aller spätern Zeiten ihn hätte zum Muster nehmen können. Ganz nach Art orientalischer

Könige betrachtete er sich als den Herrn und Besitzer des ganzen Römerreiches; Bürger wie Provinzialen erschienen ihm gegenüber als *δοῦλοι*, als Sklaven, und sollten ihm mit ihrer Person, mit ihren Angehörigen, mit ihrem Vermögen zu beliebiger und unbeschränkter Verfügung stehen. Daher ließ er Senatoren, welche die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten, in der Toga mehrere tausend Schritt neben seinem Wagen herlaufen oder sie mußten ihm bei der Tafel hinter seinem Polster oder zu seinen Füßen wie Sklaven in linnenem Schurz aufwarten. Als Herr des gesamten Privatvermögens erklärte er sich in einem Schreiben an seine Finanzbeamten, die mit der Zurüstung zu seinem germanischen Triumph beschäftigt waren; er mahnte sie den Triumphzug glänzender, wie je einer war, einzurichten, da sie das Verfügungsrecht über die Güter aller Untertanen hätten. Dabei wußte er seiner Habsucht einen gewissen Anstrich von Humor zu geben. Als ihm eine Tochter geboren wurde, jammerte er über seine Mittellosigkeit, weil er nunmehr nicht bloß die Ausgaben eines Herrschers sondern auch eines Vaters zu tragen habe, und erklärte sich zur Annahme von Beiträgen für die Aufziehung und Ausstattung seiner Tochter bereit. Übel spielte er dem Prätorier Saturninus mit bei einer Gladiatorenversteigerung. Der alte Mann war auf der Käuferbank eingeschlafen und nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe. Kaligula wies nun den Ausrufer an, den Prätorier, der so oft durch Nicken des Kopfes einen Zuschlag mache, wohl zu beachten, und am Ende der Versteigerung waren dem Saturninus, der von nichts wußte, dreizehn Gladiatoren für neun Millionen Sesterzen (über zwei Millionen Mark) zugeschlagen. Einmal ließ er neue Abgaben durch Heroldsruf mündlich verkündigen ohne sie schriftlich anschlagen zu lassen. Da nun, weil niemand den Wortlaut des Gesetzes genau kannte, viele Übertretungen vorkamen, die Geldstrafen nach sich zogen, veröffentlichte er es auf Bitten des Volkes, aber in so kleiner Schrift und an einem so unzugänglichen Orte, daß niemand eine Abschrift zu nehmen vermochte.

Nicht bloß Freiheit und Besitz nahm er für sich allein in Anspruch, sondern er maßte sich auch alle Ehre an; niemand außer dem Kaiser sollte für gewöhnlich eine Auszeichnung er-

halten. Während er selbst an einem Tage alle Ehrentitel, die Augustus in einer langen Reihe von Jahren nach und nach angenommen, Tiberius zum Teil ganz abgelehnt hatte, auf sich vereinigen ließ, nahm er den Nachkommen alter, berühmter Geschlechter ihren Ehrenschmuck, so einem Torquatus die Halskette, einem Pompejus den Beinamen des Großen. Keinem Lebenden durfte künftig eine Statue oder eine Büste gesetzt werden ohne seine besondere Erlaubnis. Selbst gegen die Ehrungen von Toten wütete er, indem er die Statuen berühmter Männer auf dem Marsfelde umstürzen und verstümmeln ließ.

Daß er sich über die Mitherrschaft des Senates vollständig hinwegsetzte, läßt sich nach dem Vorausgehenden wohl erwarten; in stolzem Selbstgefühl deklamierte er einst an der Tafel die bekannten Worte Homers: *εἰς κοίρανος ἔστω, εἰς βασιλεύς*. Auch der Stand der Juristen schien ihm mit einer absoluten Regierung unverträglich und darum drohte er, er werde ihnen schon das Handwerk legen und bewirken, daß es außer ihm keinen Richter mehr gebe, an den man sich wenden könne. Wer möchte leugnen, daß Kaligula den Begriff des absoluten Herrschertums systematisch und konsequent ausgestaltet hat? Nach ihm ist der Herrscher allein frei, hat allein Besitz, genießt allein Ehre, führt allein das Staatsruder, spricht allein Recht.

Wie die absoluten Herrscher des 18. Jahrhunderts die Auffassung, die sie von ihrer Gewalt hatten, gerne in eine kurze, ausdrucksvolle Formel kleideten, wie Ludwig XIV. stolz von sich äußerte: *L'état c'est moi* und Herzog Karl Eugen unwirsch einer die Not des Vaterlandes schildernden Deputation zurief: „Ach was, Vaterland! Ich bin das Vaterland!“ so tat es schon lange vor ihnen Kaligula, nur mit noch mehr Bestimmtheit und Unzweideutigkeit! Oder kann es für den Despotismus einen bezeichnenderen Wahlspruch geben als die Worte, die er seiner Großmutter Antonia entgegenschleuderte, als sie ihm Vorstellungen machte: *Memento omnia mihi et in omnes licere*? Und wie er sich nicht gescheut hat diesen brutalen Grundsatz aufzustellen, so hat er ihn auch in einer Weise zu verteidigen gesucht, um die ihn ein späterer Verteidiger des Despotismus, der bekannte Florentiner Macchiavelli (1469—1527),

hätte beneiden können. Der Geschichtschreiber Cassius Dio erzählt nämlich folgenden Vorgang im Senate. Zunächst rechtefertigte Kaligula den Tiberius, indem er ausführte: Tiberius habe zwar unrecht getan, aber an den meisten Hinrichtungen seien doch die Senatoren selbst schuld gewesen, die einen als Ankläger, die andern als falsche Zeugen, alle aber als Richter. Hierauf ließ er den Tiberius gleichsam selbst erscheinen und in der Form der Prosopopöie folgende Ansprache an sich halten: „Du hast in allem dem ganz wahr gesprochen und darfst deshalb auch keinen von ihnen lieben oder schonen. Alle hassen dich, alle wünschen deinen Tod und werden dich ermorden, wenn sie es vermögen. Daß sie deine Güte mit uns erkennen würden, bilde dir nicht ein und achte nicht auf das, was sie von dir sprechen. Du bist in deinem vollen Rechte, wenn du einzig nur auf dein Vergnügen und auf deine Sicherheit denkst. Denn so widerfährt dir kein Übel, wird dir jeglicher Genuß zuteil und du lässest dich dann von ihnen ehren, sei es ihnen ernst oder nicht. Im andern Falle gehst du leer aus, erntest bloß eiteln Ruhm und gewinnst nicht nur nichts, sondern stirbst ruhmlos, ein Opfer ihrer Tücke. Von freien Stücken gehorcht keiner einem andern; solange er fürchtet, tut er dem Mächtigen schön, und sobald er sich ein Herz faßt, läßt er es den Schwächeren entgelten.“ In diesen Worten spricht sich keine andere Gesinnung aus, als wie sie Machiavelli in seiner Schrift „il principe“ niederlegt. „Es gibt zwei Arten zu herrschen,“ sagt dieser. „Entweder herrscht man durch Gesetze oder durch Gewalt; die eine Art eignet sich mehr für Menschen, die andere für Tiere. Weil man aber in diesen Zeiten mit jener Art nicht auskommt; bedarf man der List und Gewalt. Ein Fürst muß so listig wie ein Fuchs und gewaltig wie ein Wolf sein; als Fuchs wird er die Stricke der Gegner vermeiden und als Wolf die Löwen schrecken. In dieser bösen Zeit darf man die Schlechten nicht wie Edle behandeln.“

Die Konsequenz, die Kaligula beim Ausbau seines Selbstherrschertums bewies, das Raffinement, mit dem er es begründete, läßt gerade nicht auf krankhafte Störung seiner Gedankengänge schließen. Man mag immerhin manche seiner Handlungen als toll, verrückt, närrisch bezeichnen, aber nur in

der abgeblaßten Bedeutung dieser Eigenschaftswörter. Die Ausartungen Kaligulas haben eine ganz andere Ursache als Geisteszerrüttung; sie erklären sich daraus, daß sich in seiner Person unbefchränkte Macht mit sittlicher Verwahrlosung und unreifem Wesen verband. Seine schlechten Triebe, denen er willenlos frönte, veranlaßten seine grausigen Handlungen; seine kindische Natur, die ihm wie sein Kindernamen auch in den Jünglingsjahren verblieb, gab seinem Tun zum Teil das Gepräge des Grotesk-Komischen; seine Herrscherstellung bot ihm die Möglichkeit das Grausige und das Lächerliche auf die Spitze zu treiben. Warum diese schlimme Regierungsweise nicht gleich bei seiner Thronbesteigung hervortrat, läßt sich wohl erklären. Selbst der nichtsnutzigste Junge ist im Bösen noch nicht so verhärtet, daß er nicht bei Beginn eines neuen Lebensabschnittes — und ein solcher war für Kaligula mit seiner Thronbesteigung gegeben — einen Anlauf zum Bessern nähme und edle Vorsätze faßte. Aber leider dauert bei solchen Charakteren die gute Stimmung nicht lang an und bei Kaligula trieb noch außerdem die durch den unsinnigen Festjubiläum veranlaßte Geldnot auf den Abweg und verleitete zu Bedrückungen und Bluturteilen. Hat aber einmal eine Leidenschaft bei willensschwachen Naturen die Oberhand gewonnen, so brechen auch die andern alle hervor; ist einmal der Damm an einer Stelle durchbrochen, dann wird er bald auf der ganzen Linie zusammenstürzen.

Altertümelei des Klaudius.

Als Kaligula durch den Tribunen Kassius Chärea und seine Mitverschworenen am 24. Januar 41 den Tod gefunden hatte, durchtobten Haufen von Prätorianern den Kaiserpalast um da zu plündern oder nach den Mördern des Kaisers zu suchen. Da bemerkte der epiratische Gardist Gratos unter einem Vorhange zwei Füße; er wollte wissen, wem sie gehörten, und entdeckte zu seiner Überraschung Kaligulas Oheim, den fünfzig Jahre alten Prinzen Klaudius, der sich nach der Ermordung seines Neffen in ein abgelegenes Zimmer des Palatiums geflüchtet und hinter den Doppelvorhängen einer Türe

verborgen hatte. Für sein Leben hangend fiel Klaudius dem Soldaten zu Füßen, aber dieser begrüßte ihn als Imperator und führte ihn seinen Kameraden zu. Während im Senate begeisterte Reden über die Herstellung der Republik gehalten wurden, schworen die Prätorianer dem Klaudius den Huldigungseid und den Senatoren blieb nichts anderes übrig als die vollendete Tatsache anzuerkennen und ihre Einwilligung zur Kaiserwahl zu geben.

Der neue Herr des Reiches hatte bisher noch keine glücklichen Tage gesehen. Des Germanensiegers Drusus edle Gattin Antonia hatte ihn am 1. August des Jahres 10 v. Chr. zu Lugdunum geboren. Aber die Anmut und Begabung des älteren Bruders Germanikus war ihm versagt geblieben. Seine körperliche Erscheinung zeigte gar keine kaiserliche Würde: auf dünnen, schwachen Beinen schwankte ein mächtiger, zur Beileibtheit neigender Körper mit zitterndem Kopfe. In seiner geistigen Entwicklung war er durch schwere und häufige Krankheiten in seiner Jugend gehemmt worden; seine Reden waren häufig läppisch und ließen ebensosehr Urteil und Überlegung wie Ernst und Würde vermissen. Kein Wunder, daß Klaudius infolge dieser körperlichen und geistigen Mängel seiner Familie ein Gegenstand der Verachtung, der ferneren Umgebung eine Zielscheibe des Spottes war. Die eigene Mutter Antonia pflegte ihn eine Mißgeburt zu nennen und von ihm zu sagen, die Natur habe ihn nur skizziert, nicht vollendet. Augustus schloß ihn von aller Beteiligung am öffentlichen Leben aus, und selbst als er längst das Alter der Mündigkeit erreicht hatte, stand er noch unter einem Pädagogen, von dem er in irgend einer seiner Schriften klagt, derselbe sei ein Aufseher über Viehhirten gewesen und ihm mit Fleiß in der Absicht beigegeben worden, daß er ihn bei jeder Gelegenheit aufs grausamste hernehme. Wie Augustus handelte auch Tiberius. Als Klaudius ihn einst dringend um die Würde des Konsulats bat, schickte ihm Tiberius 40 Goldstücke und bemerkte mit bitterm Sarkasmus dazu: er schicke ihm dieses Geld für das Saturnalienfest; er möge sich damit einen guten Tag machen. Besser wurde seine Lage mit dem Regierungsantritte Kalligulas, indem ihn dieser zum Mitglied des Senates und zu seinem

Kollegen im Konsulate ernannte. Aber nicht lange dauerte es, so hatte der ganze Hof die Schwäche des alten Prinzen durchschaut und machte ihn zum Gegenstand seiner schlechtesten Witze und ärgsten Neckereien. Kam er, wie öfter geschah, zu spät zur Tafel, so fand er, der Oheim des regierenden Kaisers, alle Plätze besetzt und mußte sich erst, nachdem er unter allerlei spöttischen Bemerkungen der Gäste um die ganze Tafel herumgehumpelt war, einen Platz erbetteln. So oft er an der Tafel einschloß, was ihm gewöhnlich begegnete, schnellte man auf ihn Oliven- und Dattelferne, ließ ihn auch von einem Spaßmacher durch den Schlag mit einer Peitsche erwecken und brach in ein unbändiges Gelächter aus, wenn er sich beim Erwachen mit Weiberpantöffelchen, die man ihm vorher über die Hände gezogen hatte, noch im Halbschlafe das Gesicht rieb. Aber es blieb nicht bloß bei diesen ungefährlichen, wenn auch derben Späßen. Bei der immer mehr sich steigenden Wildheit Kaligulas geriet Klaudius öfter in Lebensgefahr. Als er nach der Entdeckung einer Verschwörung vom Senat an der Spitze einer Gesandtschaft abgeordnet wurde um den in Lyon befindlichen Kaiser zu seiner Errettung zu beglückwünschen, war dieser gerade so schlechter Laune, daß er drohte den Sprecher der Abordnung in die Rhone werfen zu lassen oder ihn nach einer anderen Überlieferung wirklich hineinwarf. Klaudius war übrigens so schlau von der Zeit an sich noch einfältiger zu stellen, als man ohnehin an ihm gewohnt war, und er erklärte auch später im Senate, daß er nur so habe mit heiler Haut davontkommen können.

Diese kränkende Zurücksetzung von seiten seiner Familie, diese rohe Behandlung durch seinen Zuchtmeister, dieser Hohn und Spott der Hofgesellschaft, diese Bedrohungen durch Kaligula verdarben auch seinen von Natur aus nicht unedel angelegten Charakter. Im Verkehr mit lockern Gesellen aus niedrigem Stande hielt er es mit Weibern, Wein und Würfelspiel. Doch, zu seiner Ehre sei's gesagt, es gab auch Zeiten, wo er sich aus diesem Sumpfe erhob und ernster Beschäftigung zuwandte. Klaudius ist, wenn man von Livius absieht, der fruchtbarste Geschichtschreiber der Römer. Er wollte zuerst die Zeit nach der Ermordung des Diktators Cäsar darstellen; allein er kam

nicht über das zweite Buch hinaus, weil er einsah, daß er sich weder freimütig noch wahrhaft über diese Begebenheiten äußern durfte, und weil er von seiner Mutter Antonia und seiner Großmutter Livia häufigen Tadel erfuhr. Daher nahm er sich eine spätere Zeit zum Vorwurf und behandelte den Abschnitt von der Ernennung Oktavians zum Augustus bis zum Tode desselben (27 v. Chr. — 14 n. Chr.) in 41 Büchern. Außerdem schrieb er eine etruskische Geschichte in 20 Büchern und eine karthagische in 8 Büchern; diese beiden Werke waren in griechischer Sprache abgefaßt. Freilich kommt es bei einem Schriftsteller nicht auf die Fülle seiner Erzeugnisse, sondern auf ihren Wert an. Aber auch dieser war nicht gering. Ranke bedauerte lebhaft den Verlust von Klaudius' Schriften. Nach seiner Ansicht ist das, was in einer bruchstückweise erhaltenen Rede des Klaudius über die Etrusker vorkommt, fast wichtiger, als was wir bei Livius darüber lesen. Klaudius begnügte sich nicht damit seine Forschungen bloß mit der Feder zu verbreiten, sondern er hielt auch wissenschaftliche Vorträge. Als er zum erstenmal auftrat, sollte es nicht ohne einen belustigenden Zwischenfall abgehen. Unter der zahlreichen Zuhörerschaft hatte sich auch ein überaus dicker Mann eingefunden. Als dieser nun auf einer Bank der obersten Sitzreihe Platz genommen hatte, brach nicht bloß diese unter dem schweren Gewichte zusammen, sondern es wurden auch die unteren in Mitleidenschaft gezogen. Darob allgemeines Gelächter, das, kaum gestillt, immer wieder aufs neue sich erhob; denn Klaudius konnte es sich nicht versagen, von Zeit zu Zeit an den Vorfall zu erinnern und so die Lachmuskeln aufs neue zu reizen.

Diese wissenschaftliche Tätigkeit zeitigte zwei Folgen. Einmal eignete sich Klaudius eine Zerstreutheit an, wie sie kaum ein Gelehrter in höherem Grade besessen hat. Als er sich z. B. nach der von ihm befohlenen Tötung seiner Gattin Messalina im Speisezimmer gelagert hatte, fragte er verwundert, warum denn die Herrin (domina) nicht zum Essen käme. Die zweite Folge war, daß er als Herrscher auf den verschiedenartigsten Gebieten die Vergangenheit zum Muster nahm, bald Gutes damit schaffend, bald seinen Handlungen den Stempel des Unzeitgemäßen und Verkehrten aufdrückend.

Zu den Befugnissen der Kaiser zählte eine unbeschränkte Kriminal- und Ziviljurisdiktion; sie konnten jede Person und jede Sache vor ihren Richterstuhl ziehen. Aber für gewöhnlich griffen sie nur da ein, wo es sich um eine hohe Persönlichkeit oder um einen wichtigen Fall handelte oder wo neues Recht bei einer Lücke des Gesetzes geschaffen werden mußte. Anders war die Meinung des Klaudius. Wie wohl vor alters die Konsuln zu Friedenszeiten in der Rechtsprechung ihre wichtigste Aufgabe sehen mochten, so hielt es auch er und nicht ohne Grund darf man in dieser Neigung eine Vorliebe für das Altertum ersehen. Er ward täglich auf dem Forum gesehen, auf dem Tribunal sitzend und von zahlreichen Rechtsuchenden umgeben, welche die geringfügigsten Sachen vor ihn brachten. Er verkürzte die Gerichtsferien um dieser seiner vermeintlichen Obliegenheit in ausgedehnterem Maße nachkommen zu können und setzte selbst an Feiertagen nicht aus, nicht einmal am Hochzeitstage seiner Tochter. Daß Klaudius bei seiner Rechtsprechung die kaiserliche Majestät öfter lächerlich gemacht hat, läßt sich aus manchen Geschichtchen entnehmen. Wenn er mittags schliefen wollte, so drängte man sich an ihn heran, hielt ihn an dem Zipfel der Toga oder gar an den Beinen fest und zwang ihn selbst über Mittag zu bleiben und die Verhandlungen fortzusetzen. Einmal freilich ließ er sich nicht halten, als aus dem nahegelegenen Marstempel der Duft eines Frühstückes zu ihm drang, das dort für die Salier bereitet wurde. Flugs ließ er das Tribunal im Stiche, ging zu den Priestern und gesellte sich ihnen als Tischgenosse bei. Schlimm erging es den Bithyniern, die ihren Statthalter wegen Erpressungen verklagt hatten. Die Umgebung des Kaisers machte nämlich absichtlich einen solchen Lärm, daß er die Worte der Ankläger nicht verstehen konnte. Er fragte also seinen Freigelassenen Narzissus, was sie gesagt hätten, und als dieser mit der größten Unverschämtheit antwortete, sie hätten den Statthalter gelobt und ihm für seine Güte gedankt, so entschied der kaiserliche Richter, derselbe sollte die Herrschaft noch zwei Jahre länger behalten. Als ein Beispiel lächerlichen Gebarens wird auch folgender Fall vorgeführt. Ein Grieche war angeklagt sich das Bürgerrecht angemacht zu haben. Es entstand nun zwischen den Advokaten

ein Streit darüber, ob derselbe in der Toga, dem Gewande des römischen Bürgers, oder im Pallium, der griechischen Tracht, vor Gericht erscheinen solle. Der Kaiser entschied, um dem Ausgange des Prozesses nicht vorzugreifen, der Mann solle wiederholt, je nachdem der Ankläger oder der Verteidiger spreche, die Kleidung wechseln, also in der Toga sitzen, wenn der Verteidiger, dagegen im Pallium, wenn der Ankläger spreche. Doch wenn auch Klaudius als Richter seine Würde nicht immer aufrecht erhalten hat — bei letzterem Falle muß man indes zweifeln, ob er nicht vielmehr durch seinen Entscheid den Formalismus der Advokaten lächerlich machen wollte — so hat er doch auch viele wohltätige Einrichtungen getroffen. Er linderte die unzeitgemäße Härte bestehender Gesetze und trat anderseits übertriebener Milde entgegen; er beschleunigte den Gerichtsgang und ordnete zuerst an, daß auch gegen Beklagte, die durch ihr Ausbleiben den Richtern ein Schnippchen schlagen und die Verhandlung hinschleppen wollten, erkannt werden könne. Weniger freilich gefällt es wieder, daß er aus lauter Liebhaberei für das Altertum alte, grausame Strafen, die ganz außer Gebrauch gekommen waren, wiedereinführte. So erkannte er z. B. gegen Vaternörder auf die Strafe des Säckens, die darin bestand, daß der Verurteilte mit verhülltem Haupte in den Kerker geführt, mit einer Schlange, einem Affen, einem Hahn und einem Hunde zugleich in einen ledernen Sack eingnäht und in den Fluß gestürzt wurde. Innerhalb fünf Jahren wendete Klaudius bei mehr Verbrechern diese Todesart an, als sie in allen Jahrhunderten vor ihm zur Ausübung gekommen war.

Die Vorliebe des Klaudius für das Altertum zeigte auch der Umstand, daß er das Amt der Zensoren wieder aufleben ließ. Fast siebenzig Jahre schon hatte Rom keine Zensoren mehr gesehen, nämlich seit dem Jahre 22 v. Chr., wo Amilius Lepidus und Munatius Plankus als solche amtiert hatten. Nunmehr aber, im Jahre 47 n. Chr., trat Klaudius im Bunde mit L. Vitellius wieder als Zensor auf und führte das Amt in der altherkömmlichen Weise, indem er die Geschäfte desselben nach Ablauf von anderthalb Jahren mit der Musterung der Bürger, dem Lustrum, beschloß, Titel und Würde aber noch dreieinhalb Jahre beibehielt. Wie er hinsichtlich der Dauer des

Amtes streng den alten Bestimmungen nachkam, so auch in der Ausübung; namentlich suchte er es in der Rüge sittlicher Verfehlungen der Bürger den gefürchteten Zensoren der alten Republik, wie einem Appianus Claudius, gleichzutun. Angriffspunkte für sein Regimen morum boten sich freilich genug. Da verdiente einer eine Nota wegen liederlichen Lebenswandels, ein zweiter wegen üppigen Auftretens, ein dritter wegen Selbstmordversuchs; manche bekamen in die Bürgerliste eine tadelnde Bemerkung zu ihrem Namen, weil sie als Hagestolze das eheliche Leben verschmähten, andere als Wucherer, weil sie zu unverschämten Zinsen an die Hausföhne Geldsummen liehen. Bei dem Lustrum ergab sich die Zahl von 5 984 072 Bürgern, also eine gesamte bürgerliche Bevölkerung von 24 Millionen, während unter Augustus nur 4 937 000 Bürger gezählt wurden. Diese bedeutende Zunahme ist indes nicht sowohl durch das Wachstum der Bevölkerung als durch die häufigen Verleihungen des Bürgerrechts von seiten des Claudius zu erklären. Selbst zu dieser Maßregel, die übrigens sehr zeitgemäß war und die immer mehr notwendige Gleichstellung zwischen Rom und den Provinzen förderte, ward er durch seine geschichtlichen Studien veranlaßt. Deutlich wird das aus einer Senatssitzung des Jahres 48. Da der Antrag zur Beratung stand angesehene Hädner in den Senat aufzunehmen und ein Teil der Alt-ingesessenen sich heftig gegen die Neuerung sträubte, erhob sich Claudius zu einer Rede in großem Stil und legte dar, wie seit Gründung der Stadt alle Jahrhunderte hindurch der Bürgerschaft und dem Senate neues, frisches Blut zugeführt worden sei. Die tiefe Gelehrsamkeit des Imperators im Bunde mit seiner entschiedenen Willensäußerung hatte den Erfolg, daß bald darauf Männer aus dem „Langhaarigen Gallien“ im Reichsrat neben den Nachkommen der alten römischen Nobiles saßen. Auch die Zensur ging nicht vorüber, ohne daß man sich in der Stadt den einen oder andern belustigenden Zwischenfall erzählte. Den meisten Spott ernteten zwei zensorische Erlasse, die vielleicht damals, als Rom noch ein engbegrenztes bäuerliches Gemeinwesen war, am Platze waren, im weiten Rahmen des römischen Weltreiches aber doch zu spießbürgerlich erschienen. Er ließ nämlich verkünden: für die bevorstehende

reiche Weinlese solle man die Fässer gut verpichen und gegen den Biß der Viper sei nichts so gut als der Saft des Taxusbaumes.

Das dritte Gebiet, auf dem er die alten Einrichtungen begünstigte, war das religiöse. Er suchte den alten Priesterämtern ihre Bedeutung wiederzugeben, indem er z. B. einen Senatsbeschluß veranlaßte, der die Pontifices mit einer Neuregelung der Obliegenheiten der Haruspices beauftragte. Wenn er mit auswärtigen Königen ein Bündnis schloß, so wurde nach der Sitte der Vorfahren ein Schwein geschlachtet und die Fetialen sagten ihren altertümlichen Spruch dazu. Tempel, die durch die Länge der Zeit gelitten hatten und dem Einsturze nahe waren, ließ er auf Staatskosten wiederaufrichten, wie den Tempel der Venus auf Eryx in Sizilien. Mit dieser Wiederherstellung der alten Heiligtümer und Religionsformen verband sich der Haß gegen fremden Kultus (*externae superstitiones*). Besonders scharf ging er gegen die Druiden in Gallien vor, die durch ihren blutigen, zahlreiche Menschenopfer heischenden Gottesdienst dem Kaiser verhaßt waren, vielleicht aber noch mehr durch ihre nationalen Bestrebungen. Manche glauben auch, daß unter Klaudius bereits eine Christenverfolgung stattgefunden habe, und berufen sich dabei auf folgende Stelle des Sueton: *Judaeos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit* (die Juden, die auf Anstiften des Chrestus fortwährend Unruhen erregten, vertrieb er aus Rom). Kraus z. B. sagt in seiner Enzyklopädie der christlichen Altertümer: „Unter Chrestus ist unzweifelhaft Christus zu verstehen.“ Man kann zugeben, daß die Form Chrestus für Christus nicht unmöglich ist; denn Tertullian und andere christliche Schriftsteller sagen ausdrücklich, daß die Heiden das Wort Christiani in Chrestiani (die „Braven“) verballhornten. Der ironische Gebrauch von „*χρηστος*“, womit Chrestiani in Zusammenhang gebracht wurde, war schon seit langem gang und gäbe; von Demosthenes z. B. werden die Anhänger der mazedonischen Partei „*χρηστοί*“ genannt, so in der Kranzrede. Ferner läßt sich für die Anschauung von Kraus auch eine Stelle aus dem 18. Kapitel der Apostelgeschichte ins Feld führen. Hier wird nämlich erzählt, daß sich unter den von Klaudius aus Rom

ausgewiesenen Juden auch ein gewisser Aquilas befunden habe; dieser sei nach Korinth gegangen und dort habe sich Paulus zu ihm begeben und als Zelttuchmacher gearbeitet. Es ist nun nicht recht wahrscheinlich, daß Aquilas den Apostel aufgenommen hätte, wenn er nicht selbst ein Judenchrist gewesen wäre. Aber noch mehr Gründe, sachliche und sprachliche, lassen sich gegen die Anschauung von Kraus geltend machen. Das spöttische Wort Chrestiani scheint erst viel später entstanden zu sein; wenigstens gebraucht Sueton an einer Stelle, wo er unzweifelhaft von Christen spricht, die Form Christiani (Nero cap. 16: *afflicti supplicii Christiani, genus hominum superstitionis novae ac maleficae*) und ebenso Tacitus in seinen Annalen und Plinius der Jüngere in seinen Briefen an Trajan. Dann kann man doch dem Sueton unmöglich eine solche Unwissenheit zumuten, daß er geglaubt habe, Christus habe noch zur Zeit des Klaudius gelebt und sei in Rom gewesen, um so weniger, da doch Tacitus, der vor Sueton schrieb, klipp und klar sagt, daß Christus in Judäa unter der Regierung des Tiberius hingerichtet worden sei. Chrestus aber tropisch für Christiani oder Christianismus zu nehmen geht nach der ganzen Fassung des Satzes auch nicht an. Die einfachste Erklärung ist doch die, daß Chrestus ein Jude war, der aus uns unbekanntem Beweggründen seine Glaubensgenossen zu Tumulten anreizte.

Noch in manch anderer Beziehung zeigte Klaudius eine große Vorliebe für das Altertum. So war er z. B. ein warmer Freund der alten Spelunken. Als es sich nämlich einst im Senate um die Beschränkung des Kleinhandels der Fleischer und Weinhändler drehte, rief er plötzlich aus: „Ich bitte euch, wer kann ohne ein Stück Wurst leben?“ Und dann beschrieb er die gute Ausstattung der alten Tabernen, aus denen er als kaiserlicher Prinz selbst seinen Wein geholt habe. Aber in einem Punkte führte er doch eine Neuerung ein. Obwohl er nach dem Tode seiner Gattin Messalina vor den Prätorianern erklärt hatte, dieweilen er mit seinen Ehebindnissen kein Glück habe, werde er fortan in ehelossem Stande verharren, und wenn er sein Wort nicht halte, wolle er nichts dawider haben, wenn er von ihnen erstochen werde, fiel er doch bald in die

Neze der gefallsüchtigen Agrippina, der Schwester Kaligulas, seiner Nichte, und schloß mit ihr den Ehebund. Eine solche Ehe aber zwischen Oheim und Nichte war nach alt-römischer Anschauung verfehlt und sie sollte auch die schrecklichsten Folgen für den Kaiser selbst, für seine Familie, für den ganzen Staat haben. Die neue Augusta brachte nämlich einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Nero, mit in die Ehe. Um nun diesem den Thron zu verschaffen vergiftete sie ihren Gemahl; Nero selbst aber mordete nach seiner Thronbesteigung die beiden Kinder des Klaudius, Britannikus und Oktavia, und errichtete eine Schreckensherrschaft, die sprichwörtlich geworden ist. Ist es nicht wahrhaft tragisch, daß ein Mann, der sich sonst in allem das Altertum zum Muster nahm und nur in einem einzigen Punkte in auffallender Weise abwich, gerade durch diese Neuerung das größte Unheil hervorrief?

Kunstliebhaberei des Nero.

Als nach der Entdeckung der Pisonischen Verschwörung im Jahre 65 einer der verhafteten Militärtribunen von dem Kaiser Nero gefragt wurde, wie er seinen Fahneneid so schimpflich habe brechen können, antwortete er: „Weil ich dich hasse, und ich habe angefangen dich zu hassen, seitdem du der Mörder deiner Mutter und deiner Gattin und seitdem du Wagenlenker, Schauspieler und Mordbrenner geworden bist.“ Dieses ehrliche Soldatenurteil hat zutreffend die zwei Eigenschaften hervorgehoben, die Neros Andenken für alle Zeiten mit Schmach und Lächerlichkeit bedeckt haben, seine Blutgier und seinen Kunst-dilettantismus. Ein zu schauriges Bild würde entstehen, wollte man die grausamen Taten und schmutzigen Laster des letzten Gliedes aus dem Julisch-Klaudischen Geschlechte zeichnen. Betrachten wie uns lieber Nero als Zirkuskutscher, Schauspieler, Zitharöden und Sänger; der Eindruck ist wenigstens nicht so empörend.

Solange Agrippina, Neros Mutter, noch am Leben war, wußte sie ihren Sohn zurückzuhalten, als ausübender Künstler römischen Anstand und fürstliche Würde zu verlegen. Als sie

aber am 19. März des Jahres 59 von Abgesandten des Kaisers zu Bauli in ihrer Villa ermordet worden war, hielt ihn nichts mehr ab aller bisherigen Sitte und Anschauung zuwider im Zirkus und auf dem Theater aufzutreten. Zunächst ließ er sich als Wagenlenker schauen und bewundern. Seine beiden Leiter und Berater Seneca und Burrus machten ihm das Zugeständnis, daß sie ihm im vatikanischen Tale einen Privat-zirkus einrichten ließen, wo er seine Geschicklichkeit im Wagenlenken vor einem auserlesenen Zuschauerkreise zeigte. Allgemach führte die Sucht des Kaisers nach Bewunderung und die Neugier des Volkes immer größere Scharen von Zuschauern herbei.

Leidenschaftlich wurde bald seine Liebe zu öffentlichem Sang und Zitherspiel. Ehe er aber seine erste Vorstellung gab, verabsäumte er nichts, was die Sangesvirtuosen zur Kräftigung ihrer Stimme zu tun pflegten. Er trug auf dem Rücken liegend eine Bleitafel auf der Brust, reinigte sich durch Brechmittel und enthielt sich des Genusses von Obst und anderen der Stimme schädlichen Speisen. Nach diesen Vorbereitungen trat er zum erstenmal bei seinem Bartfest als Zitharöde auf, zwar nicht in einem öffentlichen Theater, sondern auch in dem vatikanischen Privat-zirkus, aber doch vor einer großen Menge. Es war im Jahre 59. Der Kaiser stand im 22. Lebensjahre und ließ sich zum erstenmal seinen Bart abnehmen. Der köstliche Bartabfall ward in eine kleine Kugel von Gold getan und dem Kapitolinischen Juppiter geweiht. Ein so wichtiges Ereignis konnte natürlich nicht festlich genug begangen werden und er veranstaltete das Fest der Juvenalia. Leute aus den edelsten Geschlechtern wurden zur Mitwirkung an demselben aufgefordert. Da kam Leben und Bewegung in die hohe römische Gesellschaft. Alle übten sich in dem, wozu sie sich am fähigsten hielten, und die angesehensten Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, Greise und Greisinnen besuchten Sing- und Tanzschulen. So lernte z. B. Alia Katella, eine durch Adel und Reichthum ausgezeichnete Dame von 80 Jahren, noch das Tanzen. Diejenigen, welche wenig künstlerische Anlagen in sich verspürten, wurden in die Chöre eingereiht. Nach einleitendem Vorspiel erschien, um

dem Ganzen die Krone aufzusetzen, Nero selbst, von Gallio, dem Bruder Senekas, durch Heroldsruf angekündigt. Da stand der Imperator in der Tracht eines Harfenschlägers und durch Verbeugung und Handbewegung die Gunst des Publikums sich erbittend sprach Seine Majestät: „Meine Herrschaften, schenkt mir ein geneigtes Gehör!“ Er, der Augustus, sang nun zur Zither Attis oder die Bacchantinnen, während eine Menge Soldaten umherstand und so viel Volk dasaß, als nur immer die Bänke fassen konnten. Seine Stimme aber war so schwach und dumpf, daß die Hörer nicht wußten, ob sie lachen oder weinen sollten. Die beiden Staatsminister Seneka und Burrus standen als Lehrer und Einbläser ihm zur Seite und setzten bei jeder Pause Hände und Gewänder in Bewegung um die anderen zu gleichen Beifallsbezeugungen mitfortzureißen. Übrigens sorgte für den Beifall auch ein 5000 Mann starkes Korps von Claqueurs. Diese gedungenen Beifallklatscher waren prächtige Leute, die sich durch schönes Haar und glänzenden Anzug auszeichneten; sie hießen Augustiani und waren in Banden geteilt, von denen jede unter einem Anführer stand, der 40 000 Sesterzen Sold bezog. Da hörte man denn die Rufe: O der herrliche Cäsar! Ganz Apollo! Der wahre pythische Gott! Dich, Cäsar, übertrifft keiner! Nach der Aufführung folgte ein großes Gelage als Belohnung für die Mitwirkung und das Beifallsgeschrei; der kaiserliche Sänger stieg zu dem Publikum herab und wohnte dem Feste bis Mitternacht an.

Als im Anfang des Jahres 62 Burrus starb und Seneka dadurch seinen Einfluß verlor, gab sich Nero seiner Leidenschaft für Schauspiel und Wettrennen immer ungestörter hin. Er bedauerte, daß noch immer so viele Menschen des Glückes entbehren sollten seine göttliche Stimme zu hören, seine unübertreffliche Kosselenterkunst zu schauen, und er entschloß sich, nicht mehr bloß vor einem eingeladenen Kreise, sondern ganz öffentlich aufzutreten. Immerhin hatte er noch Scheu dieses in Rom selbst zum erstenmal zu tun und deshalb wählte er sich Neapel für seine erste öffentliche Darstellung aus. Er trat dort im Theater im Jahre 64 als Zitharöde auf und spielte und sang mit solcher Ausdauer, daß selbst ein Erdstoß

ihn nicht abhielt seinen Hymnus zu Ende zu singen. Da er, wie natürlich, mit riesigem Beifalle überschüttet wurde, gab er gleich noch mehrere Tage dazu und nahm sich oft nicht einmal die Zeit zum Essen das Theater zu verlassen, sondern speiste mitten in der Orchestra vor versammeltem Volke und rief ihm in griechischer Sprache zu: er wolle nur ein Schließchen trinken und dann wolle er wieder etwas Volltönendes vor ihren Ohren erklingen lassen. Bezaubert wurde er namentlich von dem Beifall einer Schar von Alexandrinern, die eben mit einer Handelsflotte nach Neapel gekommen waren; sie ließen nämlich ihre Beifallsrufe harmonisch abgestimmt erschallen. Nachdem es in Neapel so gut geglückt war, konnte er seine Römer nicht länger als Stiefkinder behandeln. Er trat als Kosselentker in Rom im Zirkus Maximus auf und legte vor der gesamten Bevölkerung seine Kutscherprobe ab und betrat auch als Zitherspieler die öffentliche Schaubühne.

Indes der erworbene Beifall genügte ihm noch nicht; sein Ruhm mußte sich weiter auf dem Erdkreis verbreiten. Griechenland war die Heimat all der Spiele, an denen sein Herz hing; und als einst eine griechische Gesandtschaft nach Rom kam und diese einen Sang von ihm mit großer Begeisterung hörte, rief er entzückt aus: nur die Griechen verstünden zu hören und sie allein seien würdig sich seiner Kunst zu erfreuen. Er ließ seinen Freigelassenen Helios als Stellvertreter in Rom zurück und trat in der zweiten Hälfte des Jahres 66 die Reise nach Griechenland an. Sein Gefolge war enorm. Es begleitete ihn nicht nur eine Menge von Augustanern sondern auch von andern Leuten, so daß er, wenn es in den Krieg gegangen wäre, die Parther und andere Völker des Ostens hätte in die Flucht schlagen können. Aber wie Nero nicht mit Schwert und Kriegskleid, sondern mit der Zither und wallendem Gewande ausgerüstet war, so trugen auch seine Helden statt der Waffen Zithern, Plektren, Masken und Kothurne mit sich. Die erste griechische Insel, welche Nero betrat, war Korfyra. Er war kaum bei Kassiope gelandet, als er auch sofort am Altar des Jupiter Kassius seinen ersten Gesangsvortrag begann. Sobald er seinen Fuß auf das Festland gesetzt hatte, erließ er den Befehl, daß alle Wettkämpfe,

deren periodische Wiederkehr verschieden fiel, in ein Jahr zusammengelegt würden, damit er in Jahresfrist *Periodonikes* (Sieger in den vier griechischen Nationalfestspielen) werden könnte, wozu andere glückliche Sterbliche bisher vier Jahre gebraucht hatten. Nun zog er von Stadt zu Stadt, anderthalb Jahre lang, um zu singen, zu schauspielern und zu rennen. Bald wurde er auf der Bühne als entlaufener Sklave gefesselt, bald als Blinder umhergeführt, bald machte er einen Wahnsinnigen, einen Landstreicher, dann wieder spielte er den *Ödipus*, den *Thyestes*, den *Herkules*, den *Alkmäon*, den *Drestes*. Dann trat er an verschiedenen Orten als Wagenlenker auf, zu Olympia sogar mit einem Zehngespann. Er wurde dabei aus dem Wagen geschleudert. Man hob ihn zwar wieder hinein, aber er konnte das Rennen nicht zu Ende führen und mußte sich zurückziehen; indessen wurde er doch gekrönt.

Die Kampfrichter pflegte er, bevor er begann, aufs ehrerbietigste anzureden: er habe alles getan, was ihm zu tun obgelegen. Der Erfolg sei freilich in der Hand des Zufalls. Sie als Männer von Geschmack und Bildung hätten die Pflicht alles Zufällige auszuschließen. Und wenn ihn dann die Richter ermunterten guten Mutes zu sein, trat er beruhigt ab. Bei dem Wettkampfe selbst gehorchte er so pünktlich den Theatergesetzen, daß er niemals auszuspucken wagte, ja selbst den Schweiß von der Stirne mit dem Arme abwischte. Als er einmal bei der Aufführung eines tragischen Stückes seinen Königsstab hatte fallen lassen und ihn schnell wieder aufgehoben hatte, geriet er in die größte Angst, daß man ihn dieses Fehlers wegen von dem Wettkampfe ausschließen möchte, und beruhigte sich erst, als sein Partner ihm zusicherte, die Sache sei inmitten des Beifalljubels der Menge gar nicht bemerkt worden. So oft er sang, durfte niemand das Theater verlassen. So erzählt man denn, daß viele Männer, die satt waren ihn zu hören, sich tot stellten und so als Leichen hinausgetragen wurden. Auch einzuschlafen war streng verpönt. Der nachmalige Kaiser *Vespasian*, der wenig Verständnis für die kaiserliche Musik besaß und manchmal einnickte, durfte froh sein, daß er bloß aus der Hofgesellschaft verwiesen und vom Zutritt zum Kaiser ferngehalten wurde. Am Ende der Aufführung pflegte *Nero* aufs

Knie zu sinken, den Zuschauern Fußhände zuzuwerfen und mit angenommener Ängstlichkeit des Spruches der Richter zu harren. Als Sieger rief er sich gewöhnlich selbst aus; denn auch den Wettkampf der Herolde hatte er vorher mitgemacht und war als der beste zum Siegesherold erklärt worden. Der öffentliche Ausruf lautete: „Nero Cäsar siegte in diesem Wettstreite und krönte mit Ruhm das Römervolk und sein Eigentum, den Erdkreis.“

Während der Kaiser in ganz Griechenland Gastrollen gab und nur die beiden Städte Athen und Sparta mied, ersteres wegen der dort heimischen Erinnyen, letzteres wegen der Einfachheit und Sittenstrenge, die noch nicht ganz erloschen war, zog sich in Italien eine gefährliche Wolke über ihn zusammen. Helios forderte den Kaiser mehrmals schriftlich zur Rückkehr auf, allein dieser schrieb zurück: „Wenn du auch jetzt noch so sehr rätst und wünschest, daß ich zurückkehre, so ist es doch vielmehr deine Pflicht mir zuzureden und zu wünschen, daß ich Neros würdig zurückkehre.“ Endlich machte sich Helios selbst auf um seinen Rat durch mündliche Vorstellungen zu unterstützen und nun trat Nero Ende 67 oder Anfang 68 wirklich die Rückreise an. Er zog in Neapel dem hellenischen Gebrauche gemäß als olympischer Sieger durch eine Mauerbresche mit weißen Pferden ein und wiederholte diesen Triumphzug in Antium, auf dem Albanerberge und in Rom selbst. Boran zogen Männer mit den 1808 Siegeskränzen, die er gewonnen hatte; ihnen folgten andere mit Täfelchen an Stangen, welche den Ort des Wettkampfes, die besiegten Gegner und die Gesangstücke anzeigten, mit welchen Nero den Sieg errungen hatte. Dann kam er selbst auf einem Triumphwagen, dessen sich einst Augustus bedient hatte, in ein purpurnes Gewand und in einen mit goldenen Sternen übersäten griechischen Mantel gekleidet; auf dem Haupte trug er die olympische Siegeskrone von Ölweigen, die pythische Krone von Lorbeer hielt er in der Hand. Neben ihm auf dem Wagen stand Diodor, sein Harfenschläger. Soldaten, Ritter, Senatoren folgten unter Beifallgeschrei. Alle Häuser waren mit Kränzen behängt; die Straßen wurden wiederholt mit Krokusseffenz besprengt und Singvögel, Kranzbänder und Konfekt wurden ihm zugeworfen. Die ganze Stadt duftete von Wohlgerüchen und strahlte abends in hellem Glanze. Immer aufs neue erhob

sich das Geschrei der jubelnden Menge: „Jo, olympischer, pythischer Sieger! Jo, Augustus! Heil dem Nero, dem Apollo! Ihm, dem einzigen Periodonikes! Dem einzigen seit Ewigkeit! Jo, Augustus! Heil deiner göttlichen Stimme! Wie glücklich jeder, der sie hörte!“ So ging der Zug zum Palatium, während überall zu seinen Ehren Opfertiere geschlachtet wurden. Die heiligen Siegeskränze wurden in seinem Schlafgemache rings um sein Lager aufgestellt, daneben Bildsäulen, welche den Sieger in der Tracht eines Zitharöden darstellten, in langem, wallendem Gewande, mit lorbeerumkränztem Haupte, die Leier in der Hand. In dieser Gestalt ließ er sich auch auf Münzen prägen. Und nach all diesem, bemerkt Sueton, war er weit entfernt in seiner Leidenschaft irgendwie nachzulassen. Seine himmlische Stimme zu schonen erteilte er seine Befehle an die Soldaten nicht mündlich, sondern schriftlich. Sein Stimmlehrer begleitete ihn auf Schritt und Tritt, um ihn stets an die Schonung seines Kehlkopfes zu erinnern und ihm, wo Zugluft wehte, ein Tuch vor den Mund zu halten.

Neros Tollheit hatte den höchsten Grad erreicht, aber schon nahte ihm die Nemesis. Während frühere Kaiser, wie Kaligula, den Dolchen hauptstädtischer Verschwörer zum Opfer fielen oder, wie Klaudius, durch Palastintriguen umkamen, wurde Nero durch eine Erhebung der Provinzen gestürzt. An dem Tage, an dem er seinen Einzug als Olympionikes in Neapel hielt, bekam er die Nachricht, daß Julius Vindex, der Statthalter von Gallia Lugdunensis, die Waffen gegen ihn erhoben habe. Zuerst nahm er diese Kunde ganz gelassen hin; er geriet erst in mächtige Aufregung, als ihn Vindex in einem Manifeste einen schlechten Zitherspieler genannt hatte. Da übermannte ihn der Zorn und er forderte den Senat durch ein Handschreiben auf ihm Gemüthung zu verschaffen; zugleich entschuldigte er sich, daß er wegen Heiserkeit nicht selbst kommen könne, als ob, wie Cassius Dio trocken bemerkt, es etwas dabei zu singen gegeben hätte. Die Beleidigung seiner Künstlerehre, die ihm Vindex angetan, wurmte ihn tief und wiederholt richtete er an seine Hoffschranzen die Frage, ob sie je einen Sänger gefunden, der es ihm zuvorgetan habe. Doch vergaß er auch diese Kränkung, als ihm in Rom bei seinem Triumph-

zuge das Jubelgeschrei des Volkes umbrauste, und während alle ernsthafteren Männer des Staates auf Mittel sannen der Empörung des Vindex zu begegnen, hatte er ganz andere Dinge im Kopfe. Mitten in einer Nacht ließ er die vornehmsten Senatoren und Ritter ganz unvermutet und eiligst in den Palast rufen. Als sie beisammen waren und natürlich eine hochwichtige politische Beratung erwarteten, redete er sie zu ihrer Überraschung also an: „Gefunden habe ich sie endlich, die Kunst, der Wasserorgel einen stärkeren und helleren Ton zu geben.“ Darauf zeigte er ihnen die einzelnen Teile derselben vor, redete über die Schwierigkeit des Mechanismus und versprach schließlich, er werde sie demnächst im Theater vorführen — wenn Vindex es erlaube.

Als er aber erfuhr, daß auch Galba, der Statthalter von Hispania Tarraconensis, abgefallen und von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen sei, fiel er ob dieser Hiobspost zu Boden, die Sinne schwanden ihm, sprachlos und wie mit dem Tode ringend lag er da, er, der „einzige Periodonikes seit Ewigkeit.“ Als er wieder zur Besinnung kam, faßte er die lächerlichsten Pläne. So tröstete er sich in mancher Stunde mit dem Gedanken: wenn nichts anderes mehr helfe, so wolle er sich nach Alexandria einschiffen und dort sein Brot verdienen; „denn,“ rief er selbstbewußt aus, „die Kunst findet überall ihr Brot“ (*τὸ τέχνην πᾶσα γαῖα τρέφει*). Seine Unentschlossenheit und Feigheit erbitterte die Prätorianer aufs heftigste, so daß auch diese von ihm abfielen. Nun hatte Nero außer einigen treuen Dienern keinen Freund mehr. In der Nacht vom 8. auf den 9. Juni 68 entwich er aus Rom und eilte, während unheimliche Blicke von Zeit zu Zeit das Dunkel erhellten, nach der Villa seines Freigelassenen Phaon. Kaum war das Ziel erreicht, als man schon die Reiter nahen hörte, die ihn zum Tode abholen sollten; er sollte nach „der Sitte der Alten“ an einen Pfahl gebunden, mit Ruten gestrichen und dann enthauptet werden. Bei dieser furchtbaren Aussicht beschloß er sich selbst den Tod zu geben und stieß sich mit Unterstützung seines Freigelassenen Epaphroditus den Dolch in die Kehle; es war gerade am Todestage seiner von ihm so schändlich hingemordeten Gattin Octavia. Cines seiner

letzten Worte war bekanntlich: Welch ein Künstler geht mit mir zugrunde! (*Qualis artifex pereo!*)

Mit dem Wandersänger Nero war das Geschlecht des Augustus ausgestorben, nachdem es 99 Jahre — 31 v. Chr. bis 68 n. Chr. — regiert hatte. Es folgte nun — von den Eintagskaisern Galba, Otho und Vitellius abgesehen — Vespasian aus dem italischen Landstädtchen Reate, der zwar als Musikant das Volk nicht belustigte, dafür aber als Regent beglückte, so daß man Münzen mit der Aufschrift schlug: *Roma resurgens*. Nach dem Aussterben der italischen Flavier griffen kühne Provinzialen nach dem Kaiserpurpur: der gewaltige Spanier Trajan, der leidenschaftliche Afrikaner Septimius Severus, der romantische Syrer Alexander Severus, der kraftvolle Illyrifer Aurelian. So wanderten die Kaiserinsignien von Provinz zu Provinz; aber Rom blieb doch noch immer die Hauptstadt, der Senat erfreute sich der Mitherrschaft, die Regierungsform war wenigstens dem Buchstaben der Verfassung nach eine Dyarchie. Als aber der Sklavensohn Diokles aus Dioklea in Dalmatien in plötzlicher Erinnerung an die Prophezeiung einer gallischen Schenkwirtin, er werde Kaiser sein, wenn er einen Eber töte, den Gardepräfecten Aper durchbohrt hatte und unter dem volltönenden Namen Diokletianus zum Kaiser ausgerufen worden war, da erblich der Glanz der Stadt Rom und mit ihr die Bedeutung des Senates. Nikomedia, die Stadt an der Grenze zweier Erdteile, ward der Sitz des neuen Herrschers, dessen orientalisches Gepränge schon äußerlich die absolute Fürstenmacht verkündete; Rom dagegen sank mehr und mehr herab zur Provinzialstadt, der Senat wurde als Reichsrat abgedankt und mußte sich mit der bescheidenen Rolle eines Stadtrates begnügen.

1870

The following is a list of the names of the

persons who have been appointed to the

positions of the various departments of the

Government of the State of New York

for the year 1870.

The names of the persons appointed to the

positions of the various departments of the

Government of the State of New York

for the year 1870.

The names of the persons appointed to the

positions of the various departments of the

Government of the State of New York

for the year 1870.

The names of the persons appointed to the

positions of the various departments of the

Government of the State of New York

for the year 1870.

The names of the persons appointed to the

positions of the various departments of the

Government of the State of New York

for the year 1870.

The names of the persons appointed to the

positions of the various departments of the

Government of the State of New York

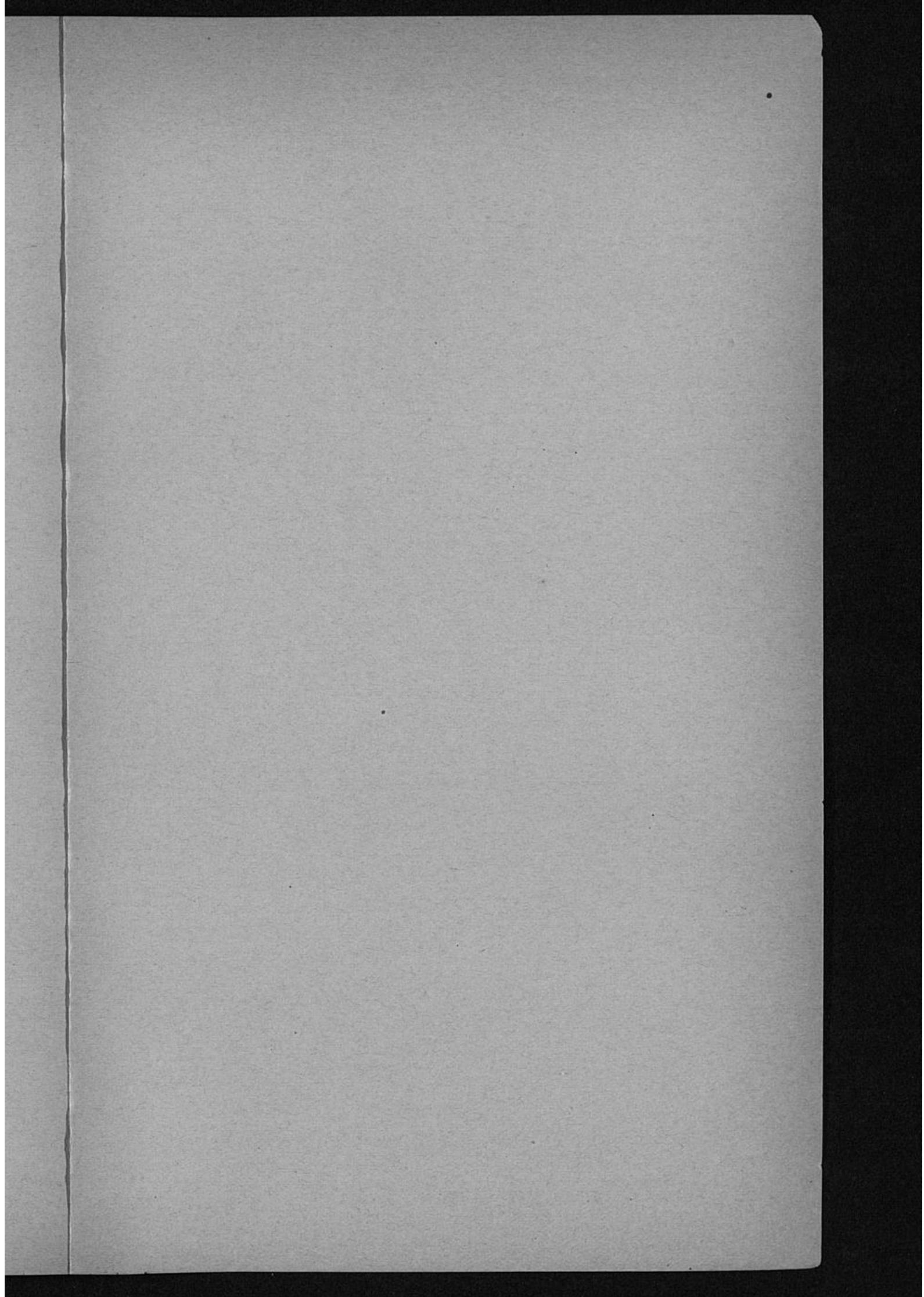
for the year 1870.

The names of the persons appointed to the

positions of the various departments of the

Government of the State of New York

for the year 1870.



TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007

R



G



B



W



G



K



C



Y



M



A

1

2

3

4

5

6

M

8

9

10

11

12

13

14

15

B

17

18

19



